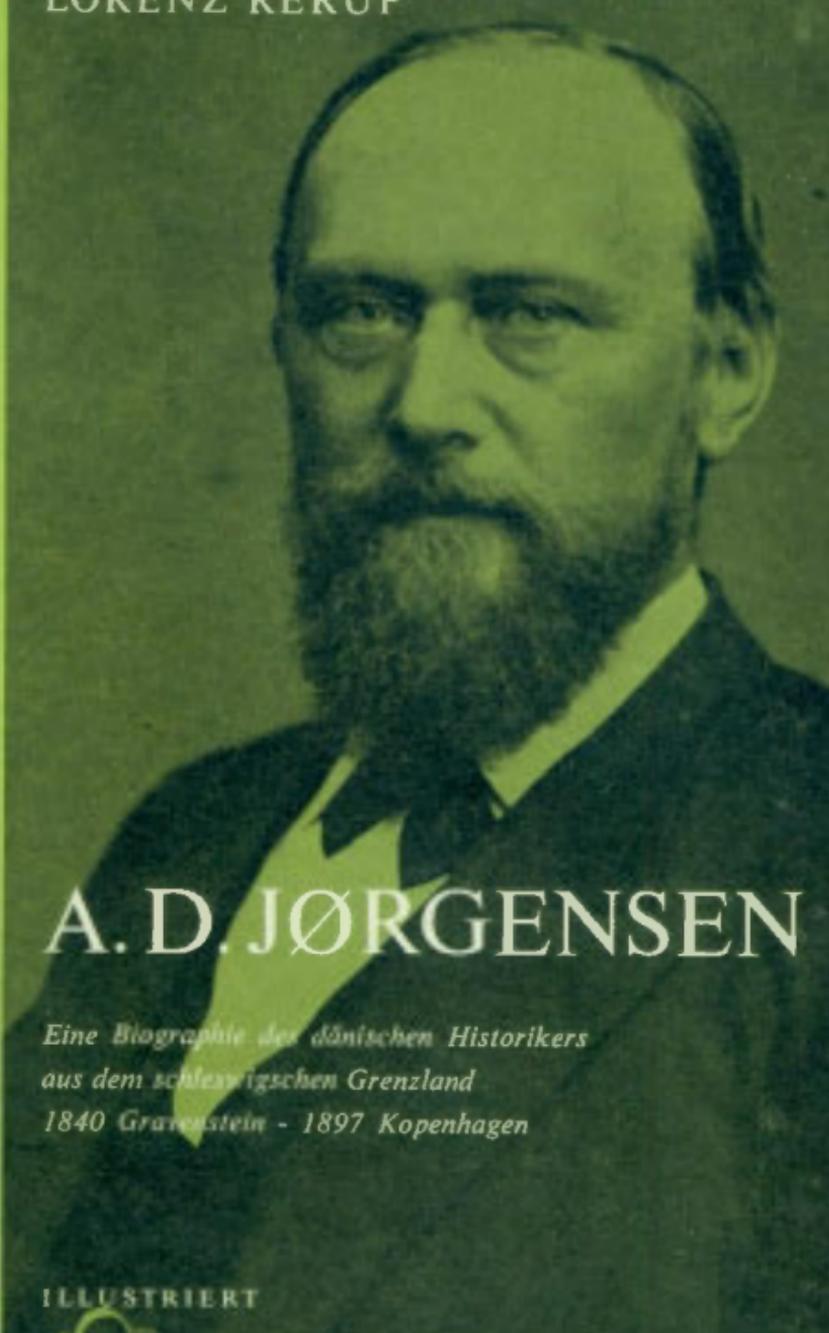


SKANDIA VERLAG FLENSBURG

LORENZ RERUP

A black and white portrait of a man with a full, dark beard and mustache. He is wearing a dark suit jacket over a white shirt and a dark tie. The background is a plain, light color.

A. D. JØRGENSEN

*Eine Biographie des dänischen Historikers
aus dem schleswigischen Grenzland
1840 Gravenstein - 1897 Kopenhagen*

ILLUSTRIERT

A. D. Jørgensen

Lorenz Rerup

A. D. Jørgensen

HISTORIKER AUS DEM
SCHLESWIGSCHEN GRENZLAND

Skandia Verlag

FLENSBURG

© Deutsche Ausgabe 1967

Studieafdelingen
Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig,
Flensborg

Druck: Th. Laursens Bogtrykkeri,
Tønder



A. D. Jørgensen.

INHALT

Elternhaus und Kindheit	9
Schulzeit und erste Entwicklung	20
Kopenhagen und Flensburg	36
1864	49
Historisches Schaffen	65
Grenzarbeit	89
Verhältnis zur Volkshochschule	111
Archivtätigkeit	120
Politische Anschauungen	133
Geschichtsauffassung	144
Nachwort	157
Personenregister	158

ELTERNHAUS UND KINDHEIT

Adolf Ditlev Jørgensen wurde 1840 in Gravenstein geboren, damals ein abseits gelegener Flecken, der aus annähernd 60 niedrigen, ziegelgedeckten Häusern bestand, von denen die Hälfte in zwei Reihen der kleinen gepflasterten Straße folgte entlang des Sees, in dem das Schloß sich spiegelt, der Rest dagegen verstreut im Walde lag. Gravenstein liegt in einer alten Waldgegend. Riesige Eichen und kräftiger Buchenwald beschirmten ein Idyll, welches Märchenglanz durch das weiße Schloß der Augustenburger erhielt, das die meiste Zeit des Jahres leer stand, da die herzogliche Familie es nur als Sommersitz benutzte. Das Märchenhafte wurde durch die vielen Segler auf der Flensburger Förde verstärkt, die Botschaft von einer größeren Welt brachten. Viele von ihnen waren mit Zucker, Rum



Schloß Gravenstein 1864.

und Tabak von den westindischen Inseln beladen, doch sie konnten genausowenig wie die Nordmeerfahrer in Gravenstein anlegen. Noch nach 1857, als ein kleiner Hafen angelegt worden war, mußten größere Schiffe in Schuten auf der Förde löschen. War es verwunderlich, daß A. D. Jørgensen später die Menschen beneidete, die an dieser Stelle gelebt hatten „in den guten alten Tagen, als Frieden und Glück in allen Verhältnissen herrschten, als der schmale gewundene Weg, der sich um den See schlängelt, noch die 'Landstraße' war, und keiner daran dachte, daß es eine Welt außerhalb dieser Wälder gab.“

Weder A. D. Jørgensens Vater, noch seine Mutter waren in Gravenstein geboren. Dies war von Bedeutung in einem Ort, der im Anschluß an das Schloß entstanden war, und dessen Bewohner zum Teil vom Schloß lebten oder zu ihm aufsahen. Elise Bahnsen (1812-44) stammte aus Apenrade. Als sie acht Jahre alt war, wurde sie von einer kinderlosen Schwester ihres Vaters adoptiert, die mit einem Färber in Gravenstein verheiratet war. Nach seinem Tode im Jahre 1826 führten die zwei Frauen unter Schwierigkeiten mit Hilfe von wechselnden Gesellen das Geschäft weiter. Der letzte dieser Gesellen, Markus Adolf Jürgensen (1807-1883), Sohn eines ursprünglich gutsituierten Flensburger Kaufmanns und Branntweinbrenners, der der Krise, die nach dem Kriege 1807-14 für Jahrzehnte das Handels- und Erwerbsleben der Stadt lähmte, zum Opfer gefallen war, kam im Herbst 1833 nach Gravenstein. Er zeigte mehr Haltung als seine Vorgänger, die meistens der hübschen und munteren Färbtochter den Hof gemacht hatten. Er war fleißig, begann die versäumte Färberei wieder in Ordnung zu bringen, und nach Verlauf etwa eines Jahres trafen die zwei jungen Menschen „sich eines Tages zu einem Gespräch auf der kleinen Gartenbank unter den weißen Rosen und gelobten sich ewige Treue.“

A. D. Jørgensen's Familie war in einzigartiger Weise rein südjütisch. Auf Grund seiner Ahnentafel schrieb sein bedeutendster Schüler, der nordschleswigsche Volksführer H. P. Hanssen (1862-1936): „Durch nahezu 500 Jahre hat sein Geschlecht südlich der Königsau gelebt und gewirkt. Alle auf den

Stammtafeln in seinem Familienbuch angeführten 91 Verwandten sind Schleswiger, mit wenigen Ausnahmen Nordschleswiger. Unter ihnen befinden sich berühmte Männer wie der Historiker Andreas Højer (1690-1739), der Geschichtsforscher Georg Zoëga (1755-1809) und der Insektenkenner Johann Kristian Fabricius (1745-1808), die alle Dänemark große Ehre gemacht haben. Während der inneren Kämpfe des Landes trat die Familie schon zu Christian II. Zeiten stark hervor, als der bekannte Hardsvovt Nis Henriksen (1478-1554) auf dem Hajstruphof, von dem A. D. Jørgensens Mutter, Elise Bahnsen in direkter Linie abstammte, auf dem Thing von Urnehoved gegen die Bauern auftrat. Die Namen zweier ihrer Mitglieder sind auf dem Gedenkstein von Skamlingsbanken eingemeißelt, weil sie hervorragenden Anteil am Kampf für die Muttersprache genommen haben. Achtzehn von A. D. Jørgensens Verwandten sind Hardsvövögte, Bürgermeister oder Ratsherren gewesen, und mehr als zwanzig, darunter der bekannte Hofprediger Bluhme (1681-1753), sind Geistliche in Schleswig gewesen. Von den übrigen waren die meisten tüchtige, betriebssame und wohlhabende Bürger in unseren Städten gewesen.

Dieser Familienhintergrund gab der Jørgensenschen Familie dem herzoglichen Einfluß gegenüber eine Unabhängigkeit, die dadurch unterstrichen wurde, daß die Färberei sie nicht an den herzoglichen Hof band, sondern mit den Bauern von Sundewitt in Verbindung brachte. Das Verhältnis M. A. Jürgensens zu Herzog Christian August (1798-1869) scheint nicht gut gewesen zu sein. Er beschwerte sich über dessen Rücksichtslosigkeit als Jagdherr, und seine aristokratische Art gefiel ihm nicht. Man kann diese Gefühle bis ins Jahr 1835 zurückverfolgen, als die Konzession für die Färberei auf Jürgensen übertragen werden sollte. Der Herzog hatte die Sache verzögert. Jürgensen mußte ihn selbst „nicht ohne Überwindung einer gewissen Furcht“ aufsuchen. Er konnte nicht sagen, daß der Herzog schlechter Laune war, „er sprach sehr ruhig und sagte, daß man in dieser Angelegenheit Umstände berücksichtigen müsse, die nicht gestatteteten, daß sie stehenden Fußes entschieden würde.“ Jürgensen mußte unverrichteter Dinge wieder gehen – die

Überschreibung fand erst später statt – und der aufrechte junge Mann war anscheinend auf einen demütigenden Empfang gefaßt gewesen. Bald verschlechterte sich das Verhältnis zum Herzog auch aus nationalen und politischen Gründen.

So unberechenbar sind die an Gegensätzen reichen Verhältnisse des Grenzlandes, daß Herzog Christian August, ein Neffe des dänischen Königs und Schwager Christian VIII., ein begabter, aber rechthaberischer und sehr reaktionärer Mann, der seine Stellung und seine Güter für eine dynastische Idee aufs Spiel setzte, die unweigerlich gegenüber dem hervorbrechenden Nationalgefühl den kürzeren zog und ihn in Dänemark und Schleswig verhaßt machte, Dänisch als Umgangssprache behielt, auch nachdem er seine Heimat hatte verlassen müssen und auf seinen Gütern in Schlesien im Exil lebte. Seine öffentliche Tätigkeit, die ein Schleswig-Holstein unter der Leitung der Augustenburger erstrebte, stieß sowohl in liberalen deutschen Kreisen, als auch besonders bei dem erwachenden Dänentum in Schleswig auf Widerstand. Einer der vielen, die damals zu Fürsprechern wurden für die Loyalität des einfachen Mannes gegenüber dem Königshaus und für dessen Drang, an dem überlieferten dänischen Milieu festzuhalten, war der Färber M. A. Jürgensen in Gravenstein, der deutsch sprach und deutsche Bildung besaß. „Woher er die tiefe, wunderbare Liebe zu Dänemark und allem Dänischen hatte, ist schwer zu sagen, aber sie brach ja bei so vielen in dieser Zeit hervor, ohne daß man sich darüber klar werden konnte,“ schreibt sein Sohn im Jahre 1896.

Wir können jedoch einige wesentliche Voraussetzungen für die dänische Stellungnahme M. A. Jürgensens aufzeigen: seine unabhängige Stellung in Gravenstein, sowohl als Zugereister als auch als Handwerker, der seinen Kundenkreis auf dem Lande hatte, sowie seine Abneigung gegen die Person des Herzogs. Möglicherweise haben auch Familienverhältnisse ihn auf die dänische Seite gezogen. Die Verhältnisse liegen jedoch nicht ganz einfach. Seine einzige Schwester und deren Mann in Husum waren überzeugte Deutsche, aber die Verbindung mit dem

Schwager Martin Bahnsen (1809-75), einem der Vorkämpfer des Dänentums in Apenrade, dürfte enger gewesen sein. Bahnsen war in den 30er Jahren bei seinem Schwager in Gravenstein in der Färberlehre gewesen. Der ausgesprochen dänische Ständeabgeordnete für Sundewitt, der Gerichtsschreiber Peter Jepsen (1799-1869) in Rinkenis, war mit einer Verwandten väterlicherseits verheiratet. Aber die Familie Jürgensens in Flensburg entwickelte sich in deutscher Richtung; sein älterer Vetter Hans Erichsen (gest. 1859), der ihn mit seiner Begeisterung für die deutsche Literatur angesteckt hatte, war eifriger Schleswig-Holsteiner, und Kaufmann O. F. Ahlmann (1786-1866) in Gravenstein, der der Familie nahestand und die Aufmerksamkeit der Färberwitwe auf den tüchtigen jungen Gesellen aus Flensburg gelenkt hatte, war ebenfalls deutsch. Diese Mischung der Nationalitäten in der Familie und ihrem engsten Umgangskreis ist außerordentlich charakteristisch für die Verhältnisse im Grenzland. Man kann daher kaum mit Sicherheit das Dänentum M. A. Jürgensens auf eine Familientradition zurückführen. Sie hätte ihn unter anderen Umständen in deutsche Richtung führen können.

In diesem Zusammenhang muß man bedenken, daß die wechselvolle Geschichte Schlesiens auf der Grenze zwischen dänisch und deutsch dem einzelnen die Wahl zwischen einer der Nationalitäten offenließ, bis die moderne Nationalitätsidee, die sich im Kielwasser der Napoleonkriege erhob, in den 1830er und 40er Jahren Schleswig erreichte und ihn oder sie einem Entweder-Oder gegenüberstellte. Natürlich wurde im allgemeinen die Sprache ausschlaggebend, aber die Ursache hierzu liegt vermutlich darin, daß sie ein handgreiflicher Ausdruck für andere, mindestens ebenso wichtige uralte Gemeinschaftsformen ist, deren Verbreitung annähernd mit den Sprachgebieten zusammenfällt. Die Jürgensensche Familie hatte zweifelsohne gewichtige Voraussetzungen für eine dänische Entwicklung, als die nationale Welle sie erreichte, ganz besonders in der Stellung, in der sie sich in Gravenstein befand.

Noch ein bedeutungsvolles Moment ist zu erwähnen. Die deutsche Bildung, die Jürgensen und seine Frau genossen hat-

ten, war die klassische deutsche Literatur, vor allem der frühen Zeit, deren ideales Streben und Freiheitsbegeisterung zwar geeignet war die Gedanken zu erheben und zu befreien, aber weniger, konkrete Aufgaben in nationaler Hinsicht aufzuzeigen. Jürgensen konnte daher ohne inneren Zwiespalt in der Ideenwelt dieser Literatur leben, auch nachdem er dänisch geworden war. Nach Ausbruch der Krieger 1848-50 führte er allerdings Dänisch als Umgangssprache in seinem Heim ein. Dänisch hatte er während einiger kurzer Aufenthalte auf Langeland gelernt und sprach es daher mit der singenden Aussprache der Inselbewohner; seine Aufzeichnungen wurden jedoch noch bis Ende 1849 in deutscher Sprache geführt, und deutsche Bücher blieben viele Jahre hindurch auch A. D. Jørgensens geistige Nahrung. Es entstand in der Familie kein Bruch mit ihrer älteren deutschen Bildung, und der Knabe hegte weder damals noch später unfreundliche Gedanken dem deutschen Geistesleben gegenüber, im Gegenteil.

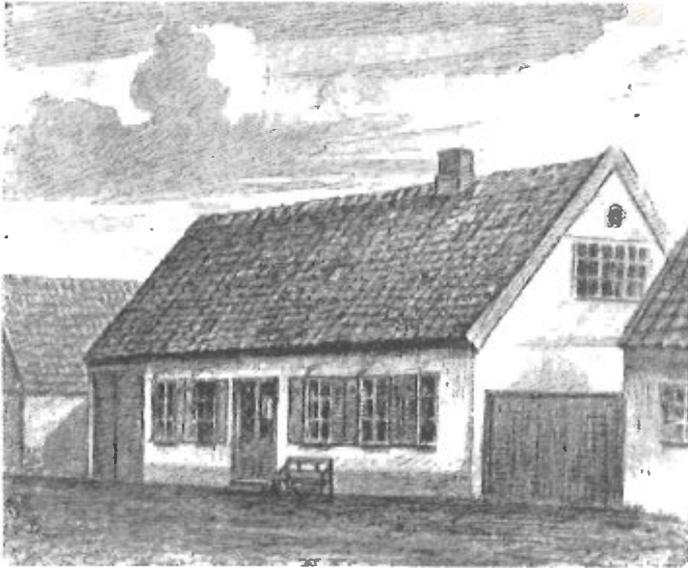
Im Frühjahr 1844 starb Elise Bahnsen im Kindbett. Wie M. A. Jürgensen war sie von der Idealität der deutschen Literatur beeindruckt gewesen, und ihr einnehmendes Wesen, ihr Sinn für das Praktische und ihre selbständige und tüchtige Natur standen in glücklichem Einklang mit dem ernsten und klaren Charakter ihres Mannes. Sie bildete wohl auch einen glücklichen Gegensatz zu seiner leicht entflammten Phantasie und Begeisterung. Jürgensen war nur gezwungenermaßen Färber geworden; am liebsten wäre er zur See gefahren, wurde aber gegen seinen Willen in die Lehre gegeben, und später hinderte die Rücksichtnahme auf seinen nahezu sechzig Jahre älteren Vater ihn am Auswandern. Elise Bahnsen mag einen nicht geringen Anteil daran gehabt haben, daß er sich mit den kleinen Verhältnissen im engen Gravenstein aussöhnte. Als sie starb, begann der nationale Gedanke in Schleswig sich voll zu entfalten.

Dies stand in nahem Zusammenhang mit dem erwachenden politischen Leben. Der äußere Anlaß war das Entstehen des Sprachproblems. Die Verhältnisse hatten es mit sich gebracht, daß man sich bei der Verwaltung des Herzogtums Schleswig

der deutschen Sprache bediente, ohne Rücksicht auf die Sprache der Bevölkerung. Auch der höhere Unterricht wurde in deutscher Sprache erteilt. Es nimmt daher nicht wunder, daß die selbstbewußten Bauern in Nordschleswig eine starke Abneigung gegen die vielen deutschsprechenden und deutsch ausgebildeten Beamten hegten, und daß sie, als die Einführung der Ständeversammlung ihnen die Gelegenheit dazu gab, die Forderung nach dänischer Rechtssprache mit der Begründung erhoben, daß es die Beamten um der Bevölkerung willen gäbe, nicht umgekehrt. Zu dieser praktisch und sozial betonten Forderung kam bald die Vorstellung von der Muttersprache als dem einzig echten Ausdruck für das, was die Menschen im Innersten bewegt, und als Träger eines selbständigen Kulturlebens, durch dessen Verlust der Mensch Schaden an seiner Seele nähme. Eine nationalbewußte dänische Presse entstand – Dannevirke in Hadersleben, Apenrader Ugeblad in Apenrade – und die Presse sowie das vermehrte politische Interesse, schufen einen Lesehunger, dem man durch die Errichtung dänischer Leihbüchereien entgegenkam. Die Schleswiger bekamen hierdurch eine viel intimere Beziehung zum Königreich, als sie seit Menschengedenken gehabt hatten, „dänisches Geistesleben schlug auf der alten Grundlage Wurzeln und ein neuer politischer Wille wurde geweckt.“

Diese Entwicklung kam für die Männer der schleswig-holsteinischen Bewegung völlig überraschend. Sie hatten sich daran gewöhnt, die Herzogtümer als eine Einheit zu betrachten, die in kultureller Hinsicht deutsch war, obwohl im nördlichen Teil Schlesiws ein gering angesehenen und übersehener dänischer Dialekt gesprochen wurde. Man sah es als gegeben an, daß die deutsche Hochkultur und die deutsche Bildungssprache im Laufe der Zeit mit diesen lokalbedingten Besonderheiten fertig werden würde, und im übrigen war man ebenso wenig wie die dänischen Nationalliberalen darauf eingestellt, Rücksicht auf das zu nehmen, was sich im Volk rührte, soweit dieses nicht zu den tonangebenden Schichten gehörte.

Die Furcht davor, daß die sogenannte „Danisierung“ die Einheit der Herzogtümer sprengen könne, führte die Schleswig-



Geburtshaus in Gravenstein.

Holsteiner und den Herzog von Augustenborg zusammen. Die Sprachenfrage wurde ein Sammelpunkt sowohl für die reaktionären Aristokraten, als auch für die liberalen Akademiker. Als P. Hiort Lorenzen 1842 in der Ständeversammlung in Schleswig dänisch sprach, wurde diese dänisch-nationale Demonstration durch eine deutsch-nationale Gegendemonstration erwidert, die wie eine starke Herausforderung wirkte, weil Nordschleswig und Teile von Mittelschleswig offenkundig dänischsprechend waren. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Situation der Regierung aus den Händen gleiten würde. Christian VIII. war trotz seines warmen Vaterlandsgefühls und seinem Verständnis für nationale Probleme, nicht der Mann, der diese elementären Leidenschaften, die jetzt hervorgebrochen waren, zähmen konnte. Sein Gedanke von Schleswig als Bindeglied zwischen Dänemark und Holstein kam, ebenso wie die Idee seines Schwagers von einem selbständigen Schleswig-Holstein, gegenüber der na-

tionalen Problemstellung zu kurz. Da der Gedanke an eine Teilung Schlesiwijs nach Sprache oder Gesinnung noch nicht aktuell war, mußte das Land früher oder später ein Opfer des Kampfes werden. Dies war der Fall 1848, als der absolute Gesamtstaat durch die revolutionäre Welle, die über Europa hinging, gesprengt wurde. Die verschiedenen Nationalitäten meinten nicht länger in der gleichen Staatsgemeinschaft zusammenleben zu können. „Dänemark bis zur Eider“ und „Schleswig-Holstein up ewig ungedeelt“, waren die Parolen, unter denen 1848-50 gekämpft wurde.

In dem kleinen Gravenstein, das im Schatten des herzoglichen Schlosses lebte, muß die Stimmung vor Ausbruch des Krieges drückend wie vor einem Gewitter gewesen sein. Die Oberschicht der Stadt war – mit Ausnahme des Apothekers – schleswig-holsteinisch gesinnt. Auf den kaum achtjährigen Adolf Ditlev machten die Begebenheiten einen unauslöschbaren Eindruck. Der in sich gekehrte und empfindsame Knabe erlebte die Spannung und deren Entladung doppelt stark, weil er sie auf Grund der Stellung seines Vaters nicht



Die Schlacht bei Bau am 9. April 1848, Lithographie.

wie einen verwirrten Traum, sondern wie ein gedankenschweres Schauspiel erlebte. Der Vater weihte den Knaben in seine Gedanken ein und machte ihn mit den Kämpfen bekannt, denen er bei seiner nationalen Arbeit ausgesetzt war. Aber vor allem steckte er den Sohn mit seiner Begeisterung an. Für Adolf Ditlev wurde es „zu dem Herrlichsten auf Erden, ein wahrhafter und treuer Führer seines Volkes zu sein, unbekümmert um den Haß der Feinde und das Mißvergnügen der Freunde, zufrieden mit dem Glück sein Vaterland lieben zu dürfen mit der Innigkeit einer Frau, mit der Bewunderung eines Kindes“.

Sundewitts Dänentum hatte in diesen verwirrten Jahren eine seiner Hauptwurzeln in dem Jürgensenschen Heim, übrigens ein Heim, das, obwohl es zur Bürgerklasse gehörte, im kleinsten Maßstab und in den bescheidensten Formen geführt wurde. Wie die anderen Häuser der Stadt war es ein kleines Haus mit einigen Stuben und Kammern, außerdem einem Hofplatz mit Pumpe und Wirtschaftsgebäuden, in denen sich die Färberei befand. Die Rückwand der Wohnstube bestand aus glasierten Kacheln, die mit einem Muster bemalt waren; in der Mitte stand ein altmodischer Kachelofen mit einem Lehnstuhl auf jeder Seite, außerdem gab es einen schmalen Wandschrank mit Getränken und Büchern.

Eindrücke vom Krieg blieben in dem Knaben haften: als sich das dänische Heer 1848 nach der Osterschlacht bei Schleswig durch Gravenstein zurückzog, war das Haus voller roter Uniformen. Die Soldaten bekamen warmes Bier und Brot, solange der Vorrat reichte. Dann kam die harte Besatzungszeit, wo es oft genug der warmen und begeisternden Worte des Färbers bedurfte. Im April 1849 mußte er fliehen, erst einige Monate später konnte er heimkehren. Aber nach Preußens Austritt aus dem Krieg im Sommer 1849 konnte das dänische Schleswig Hoffnung schöpfen. Mit den Schleswig-Holsteinern allein konnte das dänische Heer wohl fertig werden.

Die Bedeutung des Jahres 1848 für A. D. Jørgensen läßt sich kaum überschätzen. Er war tief in der idyllischen Welt verwurzelt, die damals zerbrach. Wehmütig erinnert er sich ungefähr ein halbes Jahrhundert später: „Wie wunderbar friedlich

sind die Bilder, die sich am tiefsten in meiner Erinnerung eingepägt haben; die Natur um mich herum hatte einen Bund mit meinem stillen, mädchenhaften Gemüt geschlossen. Wenn ich an einem Sommertag im Garten lag und meine Blumen in dem kleinen Beet unter dem Pflaumenbaum oder das kleine Färberfloß auf dem See betrachtete und mein Gesicht im Wasser anschaute, mit dem langen hellen Haar, das im Winde wehte, während ein Schwarm von kleinen Fischen es lautlos wie Gedanken durchkreuzte, wenn ich zu den Schwänen hinblickte, die dort schwimmen konnten, wo ich niemals gewesen war, drüben am Waldrand und im Schilf – wie still, wie rein waren nicht diese und viele viele andere Eindrücke.“ Hätte es in seiner Macht gestanden die Umwälzung des Jahres 1848 in Tönen auszudrücken, hätte er erst versucht „die lieblichsten Melodien hervorzulocken, um die Stille in der einsamen Waldstadt und meine ruhigen Träume zu schildern. Da ertönen Hornklänge wie aus einem fernen Land und einer längst entschwundenen Zeit; Ton folgt auf Ton, die See braust auf um das dänische Reich, Hufschlag erklingt durch das Tal, die glänzenden Waffen blinken, Dannebrog werden entfaltet, und ein König zieht in unsere Stadt ein.“

Das klingt ja ziemlich romantisch: Träume und tiefe Wälder; ein Horn, das aus der Ferne ruft. Da ist die See, die aufbraust und eine vollständige Ritterausrüstung mit Hufschlag, Fahne und blanken Waffen. Gewiß war A. D. Jørgensen in seinem Sprachgebrauch romantisch beeinflusst, am stärksten in seiner Jugend. Aber entfernen wir den Flitter, gibt das angeführte Stück einen Bericht vom Einzug Frederik VII. in Gravenstein am Tage nach dem Gefecht bei Bau und von dem Eindruck, den der große Unfrieden auf den verträumten und Stimmungen unterworfenen Knaben machte. Er zerstörte das Idyll, die stillen und reinen Eindrücke. Aber indem das Idyll zerstört wurde, wurde eine reichere Entwicklung in Gang gesetzt. Im Grunde genommen betrachtete A. D. Jørgensen das Idyll wohl nur als einen Dornröschenschlaf. Aber der Verlust erfüllte ihn doch mit einer nie überwundenen Trauer.

SCHULZEIT UND ERSTE ENTWICKLUNG

Die Schule in Gravenstein wird kaum schlechter oder besser als die meisten Schulen der damaligen Zeit gewesen sein. Sie war in all ihrer Einfachheit in zwei Abteilungen oder Klassen geteilt: die Elementarschule für die 7-9 jährigen und die Hauptschule für Kinder vom 9. Jahr bis zur Konfirmation. Der frühreife Adolf Ditlev war erst 6 Jahre alt als er in der „kleinen Schule“ begann, einem armseligen Raum, der mit Kindern überfüllt war, die auf Schuljungenart den zarten deutschsprechenden Knaben, dem es schwer fiel dänisch zu sprechen, quälten und hänselten. Die Deutschsprachigkeit hatte nichts mit nationalen Gründen zu tun, sondern sie war vornehm, und deshalb nahmen die einfacheren Kameraden Anstoß daran. Bezeichnenderweise erreichte ein Teil der Schüler der Elementarschule niemals die „große Schule“, weil sie in der sonst deutschsprachigen Schule in dänischer Sprache unterrichtet werden mußten. Adolf Ditlev fiel es leicht dem Unterricht zu folgen, der von einem deutschen Küster gegeben wurde. Nach dem Krieg 1848-50 wurde der Küster nach Holstein versetzt, dänische Schulsprache wurde eingeführt, aber der neue Lehrer, der von Seeland kam, war ein unkundiger Mann, durch den das Niveau der Schule gesenkt wurde. Der Vater nahm daher 1853 den Jungen aus der Schule und schickte ihn auf die Gelehrten- und Realschule in Flensburg.

Diese Schule, eine ehrwürdige Lateinschule aus der Reformationszeit, in neuerer Zeit zur Freude der Flensburger Kaufmannskinder, die nicht mit Griechisch und Latein gequält werden sollten, mit einer Reallinie erweitert, war nach dem Krieg 1848-50 einer gründlichen Veränderung unterworfen worden. Es wurde eine vollständige Realabteilung eingeführt, während

man sich früher damit beholfen hatte, den Realschülern in bestimmten Fächern besonderen Unterricht zu geben. Die Realabteilung war für Schüler bis zu einem Alter von 16–17 Jahren gedacht; hier konnten sie – falls sie es nicht vorzogen in das praktische Erwerbsleben hinüberzuwechseln – ein Abschlußexamen ablegen, das ihnen Zugang zur Polytechnischen Lehranstalt und anderen höheren Lehranstalten in Dänemark, aber nicht zur Universität gab. Diese Reorganisation war höchst erforderlich und ließ die Schülerzahl so kräftig ansteigen, daß es notwendig wurde ein neues Schulgebäude zu errichten, das 1861 in Gebrauch genommen wurde. Die Schülerzahl hatte sich zu diesem Zeitpunkt im Verhältnis zu 1851 nahezu vervierfacht.

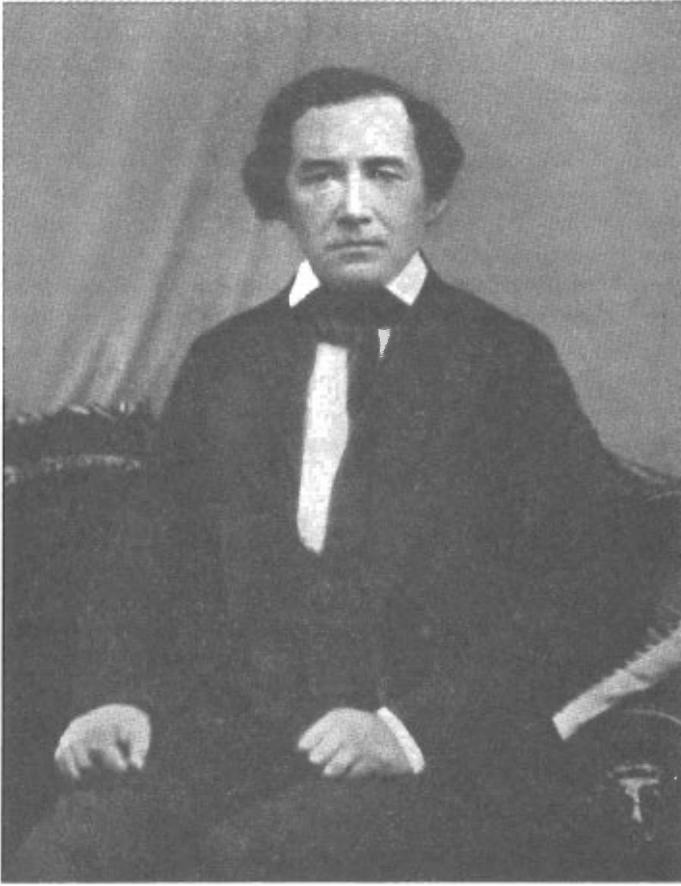
Des weiteren wurde die Schule in dänischer Richtung umgebildet, so daß sie von einer deutschsprachigen zu einer gemischten dänisch-deutschen Schule wurde, die eine Zwischenstellung zwischen der gelehrten Schule in Hadersleben und der Domschule in Schleswig einnahm, von denen die erste Dänisch, die letztere Deutsch als Unterrichtssprache hatte. Dies erreichte man dadurch, daß man in einer Reihe von Fächern Dänisch als Unterrichtssprache einführte. Das ideale Ziel war, in etwa gleich vielen Stunden auf Dänisch und Deutsch zu unterrichten.



*Die neue Latein- und Realschule in Flensburg, erbaut 1857–60.
Nach einer zeitgenössischen Lithographie.*

ten; hiervon war jedoch die Religion ausgenommen, die wie der Rektor 1852 bemerkte: „nach Möglichkeit jeden Schüler in seiner Muttersprache gelehrt werden sollte, in der Sprache, die sein Ohr am liebsten hören mochte und die sein Herz am besten versteht, in der seine Gefühle noch mehr als seine Gedanken sich am leichtesten und natürlichsten Luft machen.“ Außerdem wurde natürlich Dänisch- und Deutschunterricht gegeben. Die Durchführung dieser Ordnung ergab indessen eine Unzahl praktischer Schwierigkeiten, unter anderem weil die Unterrichtssprache nicht in allen Fächern die gleiche Bedeutung hatte. Es ist ja verhältnismäßig gleichgültig, in welcher Sprache im Schreiben, im Zeichnen und in gewissen anderen Fächern unterrichtet wird. In solchen Stunden sollte der Lehrer jeden Schüler in der Sprache anreden und unterweisen, in welcher er am leichtesten von dem betreffenden verstanden wurde. Etwas Ähnliches galt für Anfänger im Sprachunterricht, da man von zehnjährigen Kindern nicht verlangen konnte, daß sie einen englischen oder französischen Text in eine Sprache übersetzen sollten, die nicht ihre Muttersprache war. Im Sommer 1853 betrug der Anteil dänischsprechender Schüler nach Angabe der Schule ca. 1/3 der gesamten Schülerzahl; in der Klasse, in die A. D. Jørgensen aufgenommen wurde – 2. Real – wurde wöchentlich 13 Stunden in deutscher Sprache unterrichtet, in ebenso vielen auf dänisch und in den übrigen Stunden in gemischter Unterrichtssprache. Hiervon muß jedoch der Religionsunterricht abgezogen werden, 3 Stunden, die entweder in deutscher oder dänischer Sprache gegeben wurden. A. D. Jørgensen hat deshalb wahrscheinlich 10 Stunden auf deutsch, 16 auf dänisch und 13 gemischt gehabt. Es wurde in folgenden Fächern in deutscher Sprache unterrichtet: Kopfrechnen, Naturwissenschaft, Gymnastik und Deutsch.

Aus dieser Verteilung der Fächer ist ersichtlich, daß die sprachliche Doppelstellung der Schule nicht gerade die höchste nationale Gerechtigkeit anstrebte, was sie indessen auch nicht sollte. Für die Schule galt dasselbe, wie für die Domschule in Schleswig, wo Deutsch als Unterrichtssprache beibehalten wurde, daß es den Schülern klar gemacht werden



Th. A. J. Regenburg. Fotografie 1859.

sollte „zu welchem Staat sie gehörten, und wo sie ihr Vaterland suchen sollten“. Das Übergewicht der deutschen Sprache war von vornherein so stark, daß A. D. Jørgensen späterhin bemerkte, er sei in Flensburg im wesentlichen auf deutsch ausgebildet worden. Es war die überwiegend deutsche Umgangssprache der Schüler und die leichtere Zugänglichkeit der deut-

schen Literatur, die sich geltend machten. Deutsche Bücher waren in billigen Ausgaben in jeder Buchhandlung erhältlich, während dänische teuer und schwer aufzutreiben waren. Außerdem verringerte die große dänische Mehrzahl der unteren Klassen sich allmählich in den oberen Klassenstufen. Fruchtbare als eine Diskussion über die problematische Gerechtigkeit ist es nach den Ergebnissen der Schule zu fragen. Und da muß gesagt werden, daß diese als praktische Unterrichtsanstalt die Erwartungen im Übermaß erfüllte, welches deutlich aus der steigenden Schülerzahl hervorgeht. Als nationales Institut ist ihre Bedeutung dagegen zweifelhaft gewesen, vielleicht hat sie eher ihrem Ziel entgegen gewirkt. Richtig wohl in der Schule fühlten sich wahrscheinlich nur dänische Beamtenkinder, nicht dagegen die dänischgesinnten Einheimischen und natürlich nicht die deutschgesinnten Einheimischen. Dieses war teilweise auf fehlendes Fingerspitzengefühl des Lehrkörpers zurückzuführen.

Die Reform der Schule war ein Glied in der Sprachenpolitik, die in Schleswig nach dem Krieg mit dem in Apenrade geborenen Departementschef Th. A. J. Regenburg (1815-95) als treibender Kraft geführt wurde. Sie war ein Versuch dem Deutschtum eine noch nicht zu Ende gebrachte Eroberung zu entreißen, d.h. sie strebte nicht nur das vernünftige Ziel an, einen Wall gegenüber dem Verdeutschungsprozeß zu errichten, dem das Herzogtum jahrhundertlang unterworfen gewesen war, sondern sie versuchte durch Einführung der dänischen Schulsprache und abwechselnder dänischer und deutscher Kirchensprache in Mittelschleswig die Sprachgrenze nach Süden in kürzlich verlorene Stellungen zu verschieben, wobei sie auf kräftigen passiven Widerstand in der Bevölkerung stieß. Flensburg war jedoch von diesen Bestimmungen auf Grund seiner Loyalität während des Krieges ausgenommen. Aus dem gleichen Grund wurde die Stadt zur Hauptstadt des Herzogtums und zum Sitz einer Reihe von übergeordneten Behörden gemacht, auch die Ständeversammlung erhielt ihren Sitz hier. Deutsch blieb die offizielle Sprache der Stadt, aber man war auch bemüht, Fortschritte für die dänische Sprache zu erzielen.

Außer in der Reform der Lateinschule machte dieses sich in der Errichtung einer freien dänischen Gemeinde und Schule bemerkbar, die Jahr für Jahr steigenden Zuspruch hatte. So behutsam diese Veranstaltungen auch waren, schufen sie doch Irritation in der Flensburger Bürgerschaft, die wohl gewillt war Gut und Blut für den König zu opfern, aber nicht ihre althergebrachte deutsche Sprache.

Nach den Voraussetzungen der damaligen Zeit war die dänische Sprachenpolitik in Mittelschleswig kaum als kluge Politik zu bezeichnen. In erster Linie nahm sie sich zuviel vor, als sie die dänische Schul- und auch die teilweise dänische Kirchensprache auf Gebiete ausdehnte, wo die dänische Sprache nahezu gänzlich verstummt war. Außerdem kam sie zu spät, da man sie von einer Bevölkerung nicht erzwingen konnte, die im Begriff war zu deutschem Nationalbewußtsein zu erwachen. In seinem warmherzigen Eifer für die dänische Sache setzte Regenburt dabei die Ergebnisse aufs Spiel, die möglicherweise durch eine vorurteilsfreiere Ordnung hätten gewonnen werden können, besonders wenn sie sich auf die Gebiete beschränkt hätten, auf denen dänische Sprache und Gesinnung noch das Übergewicht hatten. Nun erweckten die Sprachreskripte nicht alleine den Unwillen der mittelschleswigschen Bevölkerung, sie schaden außerdem in höchstem Grad Dänemarks Ansehen in Deutschland, wo jeder vermeintliche und wirkliche Übergriff mit einer Propagandatechnik von ganz modernem Gepräge publiziert wurde. Auch A. D. Jørgensen reagierte heftig gegen den „Sprachenzwang“, wenn sich dieses auch erst später in seiner Verfasserschaft zeigt.

Er traf in Flensburg mit den größten Erwartungen ein. „Die Schule mit ihren ausgezeichneten Lehrern, die meinen Wissensdrang befriedigen sollten, das geschäftige Leben in der Stadt, das Hämmern der Böttcher in der frühen Morgenstunde, meine Selbständigkeit, das eine Ziel vor Augen, mich mit Büchern zu beschäftigen – das alles ergab ein Bild der höchsten Glückseligkeit“. Er wurde grausam enttäuscht. Er wurde sogleich von starkem Heimweh ergriffen. Aber hinzu kam, daß die Lehrer

eine Welt für sich bildeten, sie „standen uns gleichgültig und teilnahmslos gegenüber und redeten wie aus einer fremden Welt, die dänischen in noch höherem Grad als die wenigen deutschen“. Ein einzelner Lehrer, C. F. Monrad (1815-89), bildete hier eine Ausnahme; im übrigen scheinen selbständiges Lesen und Freundschaften mit begabten Kameraden seine erste geistige Entwicklung genährt und angeregt zu haben. Mit dem leidenschaftlich deutschgesinnten Pastorensohn Eduard Jessen (geb. 1839) später Pastor in Rapstedt, freundete er sich besonders an. „Niemals“ erzählt er „habe ich eine wärmere Freundschaft für jemanden empfunden als für ihn“. Jessen war ein scheuer Knabe, aber offen und vorbehaltlos, wenn man erst diese Scheu überwunden hatte. Er besaß eine besondere Fähigkeit, sich ganz einem Gespräch hinzugeben, so daß er sich selbst und seine eigenen Meinungen vergaß, nur davon erfüllt, wenn möglich der Wahrheit näherzukommen. Nur wenn das Gespräch auf nationale oder religiöse Themen kam, wurde er rechthaberisch oder brach das Gespräch ab, aber alles in allem schreibt Jørgensen den Gesprächen mit ihm „große geistige Entwicklung meines Gedankeninhaltes und manch glückliche Ergänzung meiner einseitigen Meinungen“ zu.

Das Deutschtum des Freundes beeinflußte natürlich in keiner Weise Jørgensens nationalen Standpunkt, obwohl anzunehmen ist, daß es sein Gefühl dafür, auch dem nationalen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, vertieft hat. Aber bis weit in die Entwicklungsjahre seiner Jugend hinein, betrachtete er dänisches Geistesleben als „an und für sich unbedeutender“ als das deutsche, obwohl er von Anfang an seine Aufzeichnungen auf dänisch machte und bei den dänischen Verfassern etwas fand, „einen Blick auf das Leben, eine Art, sich auszudrücken“, die ihm „natürlicher“ war, und die er bei den Deutschen vermißte.

In Jørgensens erster Entwicklung ist ein stark religiöser Einschlag nicht zu übersehen. Religiöse Vorstellungen hatten ihn schon früh angezogen. Schon in seiner Kindheit streifte er stundenlang alleine umher, ohne zu spielen und ohne zu vernehmen, was um ihn herum vor sich ging, nur damit beschäf-

tigt, sich selbst Geschichten zu erzählen. Das Thema für diese Geschichten waren zu einem gewissen Zeitpunkt Kriegshelden wie Tordenskjold und Niels Ebbesen, später Knaben, die er in seiner Phantasie anführte, aber ganz am Anfang waren es „große Gottesmänner, die wie Moses auf hohen einsamen Bergen wohnten unter der Obhut des Allmächtigen“, ein Motiv, das auch dem erwachsenen A. D. Jørgensen nicht unbekannt war.

Seine religiöse Erziehung scheint ein recht harmonisches Gepräge gehabt zu haben. Erst im Alter von 16 Jahren begegnete er Anschauungen, die ihn in eine Krise stürzten, die er selbst mit dem Erlebnis von 1848 gleichstellt, „ein Durchbruch in meinem Innern, wie der, den ich im Äußeren 1848 erlebt hatte; verglichen mit den Tönen, die jetzt erklangen, war alles Vergangene eitel Friede und Zufriedenheit“. Das Christentum seiner Eltern war bestimmt gewesen vom Glauben an den persönlichen Gott, das persönliche Verhältnis zu ihm im Gebet und dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit, jedoch unabhängig von einer geschichtlichen Offenbarung. Diese leicht rationalistische Auffassung vom Christentum hatte das Kind jedoch nicht beeinflußt, dessen erster Religionsunterricht übrigens auf deutsch vor sich gegangen war. Der Knabe zog seine deutsche illustrierte Bibelgeschichte anderen Büchern vor. Er war von den biblischen Malereien der Schloßkapelle ergriffen, besonders die Gestalten der Propheten zogen ihn an. Deutsche Choräle behielten einen unvergleichlichen Klang für ihn, auch nachdem er dänische Choräle kennengelernt hatte.

In den religiösen Voraussetzungen des Kindes und des Knaben, die durch den Konfirmationsunterricht und eine tiefe Ergriffenheit von Klopstocks frommem Riesen-Epos Messias gesammelt und verstärkt worden waren, wurde 1856 ein Brand entfacht, der das Idyll in Asche legte und Jørgensen in die erste seiner nicht wenigen persönlichen Krisen stürzte. Den Anlaß gab der Rektor der Schule, ein steifer Mathematiker, der Zweifel an den Berichten des Alten Testaments äußerte, weil sie gegen die Naturgesetze verstießen, während der Religionslehrer ungefähr gleichzeitig die beiden ersten Kapitel des Lukasevange-

liums verwarf. Diese Probleme besprach Jørgensen eingehend mit einem Klassenkameraden aus Angeln, dem späteren Lehrer für Staatsrecht an der Universität in Kopenhagen, Professor Henning Matzen (1840-1910), der eine wichtige Rolle in der dänischen Politik spielen sollte. Matzen war ein hervorragend begabter Schüler, fleißig und intelligent, unermüdlich in Diskussionen. Er und Jørgensen waren in ihrer Kritik der Kirchenlehre einer Meinung; sie lasen bibelkritische Werke, und dies führte „zur ersten entscheidenden Schlacht in einem mehrjährigen geistigen Kriegszustand“. Jørgensens Kindheitsglaube brach zusammen, er verleugnete die göttliche Herkunft Christi und näherte sich dem Glauben seines Elternhauses, ja, er sah sogar „mit Schrecken“ der Möglichkeit ins Auge, daß er soweit kommen könnte, den Glauben an Gott aufzugeben. Aber gleichzeitig damit, daß er Christi Göttlichkeit verleugnete, hatte er das Gefühl, daß die Gestalt des Erlösers ihm bedeutend näher käme. Er empfand ein intensives geistiges Zusammenleben mit ihm, sah ihn und sprach mit ihm eben so wie Paulus, und wir finden endlich in diesem heftigen Gärungsprozeß die ersten Zeichen der Mischung von Berufung und Produktionsdrang, die ein bezeichnender Zug in A. D. Jørgensens Verfasserpersönlichkeit sind: „Ich war von einer Gewißheit über mein Verhältnis zu Gott durchdrungen und von einer besonderen Berufung, seine Lehre zu verkünden, die mich mit einer unsagbaren Sehnsucht und einer ebenso starken Angst erfüllte. Stundenlang konnte ich damals die wunderbarsten Dithyramben singen oder niederschreiben, nur um mein Inneres von all der sorggemischten Freude zu erleichtern, von all dem stechenden Schmerz, der auf mich zuströmte“.

Gleichlaufend mit der religiösen Gärung ging eine literarische Produktion vor sich, die doch zu nichts anderem als unreifen Ansätzen führte. Nordische Heldengedichte und eine antike Tragödie wurden begonnen, doch nicht beendet, ein Singspiel mit Fischern, Wassermännern, Elfen und König Abels wilder Jagd wurde wohl beendet, scheint aber nicht erhalten zu sein. Eine entscheidende Wendung trat ein, als Jørgensen „Die ältere Edda“ in der Übersetzung Finn Magnusens kennen-

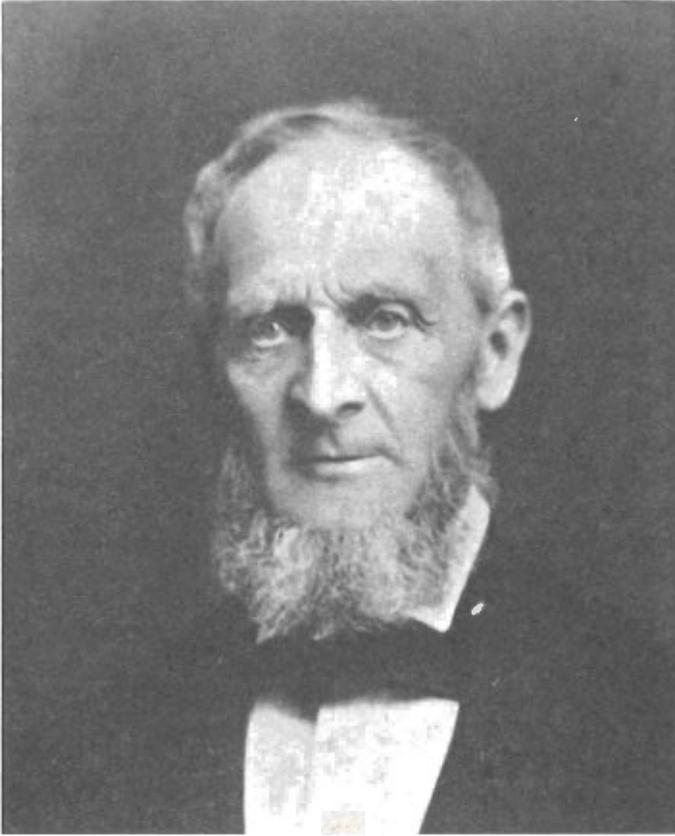
lernte. Dieses Werk bekam so große Bedeutung für ihn, daß er den Tag, den 26. Februar 1857, aufzeichnete. „Es war das erste dänische Buch, das vom tieferen Inhalt her bleibenden Eindruck auf mich machte; es überzeugte mich davon, daß die nordische Literatur einen selbständigen und reichen Geistesinhalt besaß; daran hatte ich bisher gezweifelt“. Ein heftiges Verlangen, in die nordischen Göttersagen einzudringen, war die Folge. Jahrelang verschwanden sie nicht aus seinen Gedanken. „Ich dachte in Bildern der Mythen und kleidete meine Lebensphilosophie in ihre lebenden Gestalten“. In erster Linie brachten sie eine Menge neue literarische Pläne und Deutungsversuche hervor. Das größte von diesen war ein Trauerspiel „Ragnarok“, das mit dem Weltenbrand und dem Gesang der Flammen enden sollte, „bis das große Meer die qualvolle Erde in seine Arme nahm; dann wollte ich den Untergang des Lebens und die Herrlichkeit des Todes besingen, den Untergang des Lichtes in der mütterlichen Nacht“. Erst im Laufe des Sommers 1857 ließ der starke Strom nach, und der Knabe wandte sich der deutschen Philosophie zu, von der besonders Schelling ihn ergriff.

Es war also im Februar 1857, als A. D. Jørgensen zum ersten Mal entdeckte, daß die nordische Literatur einen selbständigen und reichen Geistesinhalt besaß. Dies bedeutet nicht, daß er erst da entdeckte, daß es eine dänische Literatur gab. Die deutsche Prägung seines Kindheitsmilieus hatte ihn zwar lange der dänischen Schriftsprache ferngehalten. Das erste Buch in dänischer Sprache – ein alter Bauernalmanach – fiel ihm in die Hände, bevor Dänisch als Schulsprache in Gravenstein eingeführt wurde. Er buchstabierte sich hindurch und war erstaunt darüber, daß die dänische Sprache auch zu anderem taugte, als zum Spiel mit Gravensteins Jungen und zur Unterhaltung mit den Leuten der Umgegend. Einige Zeit später machte Ingemanns historischer Roman „Erik Menveds Barnedom“ einen nahezu betäubend starken Eindruck auf ihn, und als Gravenstein auf Veranlassung des Vaters eine dänische Bibliothek erhalten hatte, wurde er ein fleißiger Benutzer. In der

Schule in Flensburg traf es sich so günstig, daß der einzige Lehrer, der Bedeutung für ihn bekam, C. F. Monrad, im Dänischen und in nordischer Geschichte unterrichtete. Durch seine anziehende Persönlichkeit und seinen fesselnden Unterricht vermochte er selbst in deutschen Knaben Liebe zur dänischen Literatur zu wecken. Monrad hatte die Saga von Rolf Krake durchgenommen, und Jørgensen hatte Carsten Hauchs Saga „Thorvald Vidførle“ gelesen, bevor er auf die ältere Edda stieß. Einige seiner literarischen Versuche hatten ihren Ausgangspunkt bei Saxo, andere in der jüngeren Edda. Es kann daher nicht davon die Rede sein, daß Jørgensen die dänische oder nordische Literatur nicht kannte, als Finn Magnusens Übersetzung ihn von dem selbständigen und reichen Geistesinhalt der nordischen Literatur überzeugte.

Wir müssen annehmen, daß die Mythologie der Eddalieder dem 17jährigen von gleicher Gediegenheit erschien wie das, was er bisher an deutscher Literatur gekannt hatte. Der Maßstab für diese Gediegenheit ist ganz ohne Zweifel die Eignung der Literatur als Werkzeug für sein eigenes Lebensverständnis angewendet zu werden. Die deutsche Literatur gab den Rahmen, den seine religiöse Entwicklung in ihrer ersten Phase auszufüllen anstrebte. Er hatte mit Freuden entdeckt, daß sein neu errungener religiöser Standpunkt dem entsprach, den die deutschen Klassiker, für die er schwärmte, einnahmen. Die Eddalehre hatte in gleicher Weise Verbindung mit seiner religiösen Entwicklung. Es dauerte nicht lange, ehe seine intensive Beschäftigung mit den nordischen Göttern ihn eines Abends auf einen Hügel in den Wäldern bei Gravenstein führte, während der Sturm in den Baumkronen rüttelte, und die Wolken über den Himmel jagten. Mit Entsetzen mußte er späterhin daran denken, welche Worte das nordische Heidentum ihm hier in den Mund legte. „Ich wollte von jetzt an nur an mich selbst und meine eigene Fähigkeit glauben“. Aber dieses gehört bereits zur zweiten Phase seiner Jugendentwicklung.

Die erste Phase wird gekennzeichnet von einem Zusammenbruch seiner bisherigen religiösen Welt, von einer heftigen Gärung und entsprechenden Unklarheit, von allerlei sich über-



Oberlehrer C. F. Monrad, auch nach 1864 eifriger Vorkämpfer des Dänentums in Flensburg.

schneidenden Interessen, hierunter einem starken nahezu leidenschaftlichen Ergriffensein von altnordischer Literatur und von einer Lebensstimmung, die ganz natürlich ihren Ausdruck in den Plänen zum dem Trauerspiel „Ragnarok“ finden.

A. D. Jørgensen benutzt als Motto für seine Schilderung dieser Phase ein Zitat aus Goethes Faust: Willst du entstehn, entsteh' auf eigne Hand. Das Motto unterstreicht die Bedeutung,

die er seiner – und übrigens jedermanns – persönlichen Entwicklung zuschreibt. Er hat eine Vorstellung davon, daß es bei dieser darum geht, eine historische Entwicklung zu wiederholen oder zu durchleben. Zum Beispiel gibt die Erwähnung von Klopstocks Messias ihm Anlaß zu bemerken, daß er wohl weiß, „daß dieses Gedicht zu den überwundenen Standpunkten in unserer modernen Bildung gehört; aber es erscheint doch als ein eigenartiges Glied in der Entwicklung, der Entwicklung, die die Zeit durchgemacht hat, aber die nur wenige nachmachen“. Noch deutlicher drückt er sich in Verbindung mit dem Zusammenbruch seines Kindheitsglaubens aus: „Nachdem der naive Glaube des Mittelalters zusammengebrochen war, ging die tiefere geistige Entwicklung in doppelter Richtung, sie führte zur Philosophie und zur Mystik, sie brachte einen Spinoza und einen Jakob Böhme hervor. In mir gingen beide diese Bewegungen vor sich, gleichzeitig oder abwechselnd“. Das Ziel dieser Entwicklung ist es, eine „Persönlichkeit“ zu werden. Nach Jørgensens Auffassung waren beispielsweise Baggesen und Grundtvig Persönlichkeiten, während Oehlenschläger, Rahbek, Molbech, selbst dem große Physiker H. C. Ørsted „dieses Gepräge von originalem, selbst entwickeltem und selbst erlebtem Geistesleben, welches jenen ihre Bedeutung gibt, fehlt; sie repräsentieren ein Wissen, eine Fähigkeit, eine Tätigkeit, an und für sich vielleicht von größerem Reichtum und Bedeutung, aber ohne die persönliche Geschichte, die bei jenen den Hintergrund bildet“.

Die erste Stufe in dieser persönlichen Geschichte hatte er jetzt erreicht. Indem er den schmerzlichen Preis bezahlte, den es ihn kostete, sich von seinem Kinderglauben loszureißen, war er durch sich selbst „geworden“. Naturgemäß mußte das Problem danach sein, sich in dem Chaos, das diese Verselbständigung mit sich geführt hatte, selbst wieder zu finden. Das Motto für die zweite Phase in Jørgensens Jugendentwicklung ist deshalb ein Wortwechsel aus einem Werk des Schriftstellers Chr. Bredahl (1784-1860): „Was suchst Du hier in der Nacht?“ – „Mich selbst!“ Sie wurde eingeleitet dadurch, daß die Schule ihm unerträglich wurde. Er hatte das Gefühl, daß sie ihn daran

hinderte, über die Probleme des Lebens nachzudenken und das Verlangen der Seele zu stillen. Besonders die Grammatikpaukereier der Lateinstunden war ihm zuwider. Seine Lehrer und Kameraden betrachtete er als geistlose Gewohnheitsmenschen ohne Sinn für das, was ihn so tief bewegte. Er wollte weg von „dem großen Kulturleben“, von „diesem ganzen Chaos von Unwahrheit, von Schein und Falschheit“, das ihn vom Weg der persönlichen Entwicklung wegzog. Lyrik beschäftigte ihn sehr in dieser Zeit, die Schweden Runeberg, Geijer, der Däne Ewald und Goethe. Die Begegnung mit diesen großen Dichtern überzeugte ihn davon, daß er nicht zum Dichter geschaffen war. Er wollte jetzt alles äußere Weiterkommen aufgeben, um das verfolgen zu können, was er als Lebensziel ansah: das Verständnis der Rätsel des Lebens. Es überkam ihn wie eine Eingebung, daß dies am besten erreicht werden konnte, wenn er Landmann werden würde. Er wollte am liebsten in die Lehre bei einem Verwandten seines Vaters gehen, der einen Pachthof in Schonen besaß, „ich würde hier, dachte ich, in der Nähe von Kopenhagen sein, wo ich dann gelegentlich neue Impulse für meine geistige Entwicklung holen könnte“. Wieder wurde er von einer märchenhaften Hoffnung auf eine reiche und herrliche Zukunft beseelt.

Der Vater war natürlich von diesem phantastischen Plan nicht begeistert, aber eine Augenkrankheit des Jungen nötigte ihm seine Einwilligung ab; Adolf Ditlev hatte sicher zuviel gelesen und war überanstrengt. Er durfte die Schule verlassen und kam im November 1857 nach Avnbølgaard, einem stattlichen und gepflegten Hof in Sundewitt, um die Anfangsgründe der Landwirtschaft zu erlernen. Es wurde ein schwerer Winter, und Jørgensen wurde wieder enttäuscht. Es war ebenso schlimm wie damals, als er in Flensburg auf die Schule kam. Er war oft „wie außer sich vor Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, etwas Ungewöhnlichem, einer vertrauten Freundschaft oder einer allumfassenden Liebe“. Nachts konnte er – gut eingepackt – in seiner eiskalten Kammer sitzen und Goethes Faust und Ewald lesen. Natürlich hatte das frische Leben eine nützliche Wirkung auf ihn, sein Körper brauchte Bewegung, und er entwickelte

sich körperlich. Nach ein paar Monaten Landleben konnte er kaum die Ärmel in seine Mantelärmel bekommen. Er gab auch nicht sofort seinen Traum auf, auf die eine oder andere Weise einen Hof zu erwerben „groß genug, damit ich Zeit für geistige Tätigkeiten übrig haben würde. Dann würde ich im Laufe der Jahre meine Gedanken zu ihrer vollen Reife entwickeln; auf einsamen Ritten oder Wanderungen in Wald und Heide würde ich ein Gedankengebäude gründen, welches das Rätsel des Lebens lösen sollte“. Aber als die Tage länger wurden, und die Arbeitszeit dadurch verlängert wurde, befiel ihn ein heftiger Gelenkrheumatismus, der seiner weiteren Teilnahme an den Freuden des Landlebens ein Ende bereitete. Nach einer langen Krankheitsperiode, in welcher er liebevoll von seiner Stiefmutter – der Vater hatte sich 1845 wieder verheiratet – gepflegt wurde, fing er nach den Sommerferien wieder in der Schule an. Es gelang Monrad durchzusetzen, daß er nur 3 Monate in jeder der Realklassen sein sollte, die ihm noch fehlten. Ostern 1859 bestand er das Abgangsexamen mit Auszeichnung, übrigens das einzige Examen, das er jemals machte.

Der Erholungssommer brachte seine innere Entwicklung ein gutes Stück weiter. Wieder wimmelte es von literarischen Plänen. Das Lesen von Hamlet (in deutscher Übersetzung) brachte ihn auf den Gedanken, eine Tragödie zu verfassen, die sich als drittes Glied zu Faust und Hamlet hinzufügen sollte. Die Hauptperson in diesem hochtrabenden Projekt sollte der Erlöser sein. Und im Stil mit Wilhelms Lehrbrief in Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre, stellte er sich selbst einen ähnlichen Brief aus, ein Versuch, seine Lebensanschauung zusammenzufassen. Er übergab ihn später den Flammen, verrät jedoch, daß die Grundstimmung „am ehesten verwandt war mit dem Buch des Predigers, jedoch trostreicher; aber man spürt nichts von der Leidenschaft früherer Zeiten“.

In der Schule bekam C. F. Monrad wieder großen Einfluß auf ihn. Er nahm Vaulundurs Saga mit den Schülern durch, und diese Erzählung Oehlenschlägers, die Jørgensen zu einer Gedankendichtung in Übereinstimmung mit seiner Lebensanschauung umschrieb, gab ihm „die erste Vorstellung davon,

daß auch die neuere nordische Literatur Werke von tieferem geistigen Inhalt besitzen konnte“. Vaulundur war sein Held. Was ihn ergriff war, daß dieser seine unendliche Sehnsucht mit Treue gegen die farblose Heimat seiner Kindheit in Einklang zu bringen vermochte, „das reiche Seelenleben, das sich ohne Zeugen unter dem schweigenden Schein des Nordlichts entfaltet hatte“. Hier ist wie häufiger in Jørgensens literarischen Vorbildern eine selbstbemitleidende Spiegelung unverkennbar. Aber in seinem Kreisen um dieses Thema finden wir auch die Spannung wieder, die Vaulundur überwand: ein geistiges, wildes und unbändiges Fernweh, das nicht weiß, was es will und doch alles auf einmal will, und das an den tausend Fäden zerrt, die ihn an den Alltag, an eine bürgerliche Zukunft, an die Heimat und ihre Gegenwart und Vergangenheit binden wollen.

KOPENHAGEN UND FLENSBURG

Dem wohlüberstandenen Examen folgte eine Ferienzeit, die seinem Gemüt noch mehr Ruhe brachte. Es kam Jørgensen vor, als ob er „auf den dienlichsten Wegen“ durch die Stürme der ersten Jugendzeit geführt worden sei. Sein Ziel war nun die Polytechnische Lehranstalt in Kopenhagen, da er in der Schule gute Anlagen für Mathematik gezeigt hatte. Kopenhagen rückte in den Mittelpunkt seiner Zukunftsträume, aber er schwankte zwischen Hoffnung und Furcht, „Sehnsucht nach den Herrlichkeiten, die die Hauptstadt mir bieten würde, Furcht davor, daß ich mich selbst im Gedränge verlieren würde, meine Vergangenheit und alle ihre stillen Gedanken verlieren würde, wie Vaulundurs Brüder“. Seine innere Entwicklung kreiste nun um die Sehnsucht nach einem gehaltvolleren Lebensinhalt, aber er nährte auch eine stille Furcht vor dem Tode, was er als eine Folge davon ansah, daß er in der Philosophie keine stichhaltigen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele finden konnte. Um seine Unruhe zu besänftigen, wollte er eine kurze Darstellung der Religionen der ganzen Welt schreiben, von dem Gedanken ausgehend, daß sie auf dem Gegensatz zwischen der niedrigeren und der höheren Natur aufgebaut seien, zwischen der vergänglichen Welt der Sinne und der unvergänglichen des Ideals, einem Gegensatz, den er zuletzt als „Sünde und Gnade“ bezeichnete. Es war sein Plan, daß sein Werk die Unhaltbarkeit dieses Gegensatzes zeigen sollte, „weil das Leben ja an sich sowohl wahr als auch gut sei“. Er suchte auch in der Bibel nach Halt für seine Theorie und stieß hier auf Jakobs Segnung seiner zwölf Söhne (1. Mos. 49). Es schlug ihn, daß Jakob nachdem er die sechs gesegnet hatte, ruft: Herr, ich sehne mich nach Deinem Heil. „Und nach und nach verwandelte sich alles

für mich, eine unsagbare Freude durchströmte mich, und ich konnte wieder das Herz zu dem Gott emporheben, den ich verlassen und vergebens gesucht hatte. Dasjenige, gegen das ich alle Waffen des Geistes zu ziehen beabsichtigt hatte: Sünde und Gnade, das stand nun auf einmal vor mir als der tiefste und innerste, der geheime und doch so einfältige Sinn des Lebens“. Es war keinesfalls eine Rückkehr zur Kirchenlehre, die hier vollzogen wurde, aber Jørgensen erreichte doch ein Gefühl dessen, „daß dem Menschen, der seine Sünde und das Grauen des Todes fühlt, im Christentum eine göttliche Verheißung gegeben war“.

Flensburg war für A. D. Jørgensen nach einer Aufzeichnung, die er am Tage bevor er im Sommer 1859 die Stadt verließ, niederschrieb, „die Heimat des Zweifels, des Kampfes, der Weisheit, Kopenhagen wird die Wiege meines bürgerlichen Lebens werden. Ob ich nicht in den Wogen des großen Lebens hin- und hergeschleudert werde und vergessen werde nach oben nach den Sternen des Himmels aufzuschauen?“



Schneekloth und Milo's Lateinschule.

Seine Jahre in Kopenhagen verliefen unruhig, aber eher deshalb, weil er zuviel nach den Sternen blickte, als weil die Wogen des großen Lebens ihn aus dem Kurs warfen. Auf der Polytechnischen Lehranstalt hielt er es einen Monat aus, dann gab er es auf. Die Mathematik wurde ihm zu anspruchsvoll; der Zeichensaal, sowohl die Arbeit mit den feinen Strichen, die seine Augen überanstrengte, als auch der Ton unter den Kameraden, mißfiel ihm. Er wählte stattdessen eines der Naturfächer als besonderes Studium, er gedachte das Abitur zu machen und späterhin eine Magisterkonferenz. Doch auch an diesem Plan hielt er nicht fest, obwohl er ein Jahr lang mit glühendem Eifer den verschiedenartigsten Vorlesungen folgte. Sein wirkliches Interesse ist deutlich aus einigen Bemerkungen zu spüren, die er über den hervorragenden Chemiker und Geologen G. Forchhammer (1794-1865), Schleswiger und Autodidakt wie Jørgensen selbst, macht, dessen Vorlesungen über Kristallographie und Geologie er mit großer Anteilnahme folgte: „Die Freude, mit der er bei den kleinsten Kristallen verweilte, der Eifer, mit dem er den Verlauf seiner Untersuchungen des Meerwassers darstellte, und die Ehrerbietung für den wunderbaren Reichtum und die Macht der Natur, die Vielfältigkeit der Schöpfung, die aus seiner geistvollen Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Erde hervorleuchtete, gaben mir einen schönen Eindruck von dem 'edlen Verehrer der Natur', wie ihn Hauch bei dem etwas später stattfindenden Naturforschertreffen besang.“ Aber es war ja nicht der Mann, um den es ging, sondern das Fach, das Jørgensen studieren sollte.

Die Naturwissenschaft war nicht das einzige, womit er sich beschäftigte. Schon im Herbst 1859 überraschte er den gelehrten Sprach- und Literaturforscher N. M. Petersen (1791-1862) mit einer Schrift über die Götter des Nordens, mit der der freundliche alte Mann nichts anzufangen wußte; er gab jedoch A. D. Jørgensen ein wenig Anleitung im Isländischen und riet ihm, sich in „allen Wissenschaften, besonders im griechischen Geistesleben“ umzusehen und danach ein Magisterexamen zu machen. N. M. Petersens feine Forscherpersönlichkeit machte einen unauslöschlichen Eindruck auf Jørgensen, der schon in



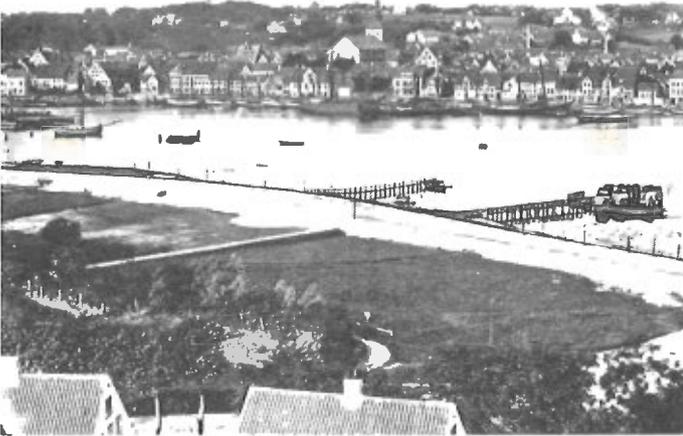
A. D. Jørgensen. 1861.

Flensburg Bekanntschaft mit seinen mythologischen und historischen Schriften gemacht hatte und kaum unbeeindruckt von seiner pessimistischen Auffassung des dänischen Geisteslebens war, die er nach romantischem Muster wie eine absteigende Bewegung vom strahlenden Gipfel des Altertums zeichnete. Die

einzige Möglichkeit, das dänische Volk zu retten, sah er in einem nahen Anschluß an den übrigen Norden.

Carsten Hauch (1790-1872) war der dritte Professor, der in diesen Jahren einen starken Einfluß auf A. D. Jørgensen ausübte, der seinen Vorlesungen über Johs. Ewald folgte. Hauch „sprach mit einer solchen Wärme und einer so glühenden Begeisterung über die Herrlichkeit zum Dichter berufen zu sein, über das echte poetische Gemüt, über die Macht der Ideen, daß ich von Erstaunen übermannt wurde hier eine Anrede wie ich sie gerade brauchte, zu treffen, eine Ermunterung und eine Aufforderung, die mir sonst keiner zuteil werden ließ“. Hauch sollte einen außerordentlich wichtigen Platz in Jørgensens Entwicklung einnehmen: „Der hohe ideale Ton in seinen Vorträgen, wie in seiner Dichtung, stimmte mit der Luft überein, in der ich lebte“; unter seinem Einfluß stürzte A. D. Jørgensen sich auf die Lektüre der neueren dänischen Literatur, die er bisher vernachlässigt hatte.

Das Verpflanzen in die Hauptstadt im Herbst 1859 bekam für Jørgensen in erster Linie die Bedeutung, daß er nun durch eigene Anschauung Bekanntschaft mit einem starken und selbständigen dänischen Leben machte. In Flensburg hatte er das dänische Geistesleben als einen Abglanz des deutschen angesehen und einen gewissen Genuß darin gefunden „einem hinterbenden Stamm“ anzugehören. Kopenhagen machte nun den Eindruck auf ihn, daß es mit unserem Untergang noch gute Weile hatte. Er fand außerdem in Kopenhagen „eine große und herrliche Aufgabe“ für die nordischen Völker in der allgemeinen Kulturentwicklung. Sie ist bezeichnend für die innere Unsicherheit, in der er sich nach wie vor befand. Die Aufgabe ging darauf hinaus, daß die nordischen Völker „die Kluft ausgleichen und versöhnen sollten, die in dem deutschen Geistesleben entstanden war, und den Unfrieden, in dem es geendet war“. Es ist nicht ganz klar, was hier angedeutet wird – Jørgensen denkt möglicherweise an die Auseinandersetzung zwischen Klassizismus und Romantik in Deutschland – aber die Zielsetzung selbst zeigt, daß seine geistige Welt noch immer ihren Schwerpunkt in Deutschland hatte.



*Flensburg ca. 1870, von Osten gesehen. Nach einer Fotografie im
Städt. Museum, Flensburg.*

Der Aufenthalt in Kopenhagen bekam auch die Bedeutung für Jørgensen, daß er sich darüber klar wurde, daß es mit seiner Schriftstellerei nicht so sehr eilte. Das wirkliche Leben rückte ihm näher. Sein Interesse für das politische Leben wurde stärker. Schon im letzten Winter in Flensburg hatten die Begebenheiten in Italien, wo das Eingreifen Napoleon III. der italienischen Einheitsbewegung Wind in die Segel gab, ihn beschäftigt, und er war Zuhörer bei der Ständeversammlung in Flensburg gewesen, wo der Bruder seiner Mutter, Martin Bahnsen, Abgeordneter war. Jetzt in Kopenhagen las er täglich die Zeitungen und verfolgte das nationalrevolutionäre Geschehen in Italien und die dänische Innenpolitik. Er besuchte sowohl den Reichstag, als auch den Reichsrat und versuchte sich eine Meinung über die führenden Männer aller Parteien zu bilden.

C. F. Monrad besorgte ihm 1860 eine Stellung als Lehrer

an der Lateinschule von Schneekloth und Milo. Auch diese Tätigkeit band ihn fester an die Wirklichkeit. Der Umgang mit den Kindern, „dieses ganze Leben in Unbedeutendheit, so verschieden von den Regionen, in denen ich mich bewegte, gab mir gleichsam ein handgreifliches Bild von dem langen und mühsamen Weg, mit dem ich begonnen hatte mich vertraut zu machen als dem Weg *meiner* Zukunft“. Es ist die freie persönliche Entwicklung, die ihm vorschwebte, ohne Rücksicht auf die konventionellen Ausbildungsformen der Gemeinschaft. Die Kinder bekamen übrigens auch rein sprachlich Bedeutung für ihn. Er säuberte seine Sprache und seine Aussprache, beobachtete Wendungen und Redensarten und vertiefte sich in den eigentümlichen Charakter der dänischen Schriftsprache.

Eine eigenartige selbstgemachte Kunsttheorie führte ihn näher an die Geschichte heran, für die er auf Grund der politischen Begebenheiten im In- und Ausland Interesse gefaßt hatte. In Anknüpfung an Lessings Laokoon theoretisiert er sich zu einem ästhetischen System hin, das nicht wie das lessingsche nur mit dem Gegensatz zwischen Plastik und Dichtung operiert, sondern von dem Gegensatz Plastik – Musik ausgeht. Sein Gedanke ist der, daß die Kunst durch die Sinne zu uns spricht. Die plastische Kunst befindet sich im Raum und spricht durch das Auge, die Musik befindet sich in der Zeit und wirkt durch das Ohr. Beide Kunstarten sind einseitig, da die erste stumm, die zweite unsichtbar ist. „Erst die Kunst des Wortes versöhnt sie und bildet eine höhere Einheit; sie spricht durch ihre Bilder zum Auge, mit ihren Rythmen zum Ohr und bewegt das ganze Seelenleben.“ Diese Einteilung läßt sich fortsetzen. Innerhalb der Dichtung erschien es Jørgensen, daß das Epische der Plastik am ehesten entspricht, während das Lyrische der Musik entspricht, und das Schauspiel eine Vereinigung von beiden ist. Auch das Schauspiel eignet sich dazu einen Gegensatz zu konstruieren, hier sollte das Lustspiel dem Plastischen entsprechen, das Trauerspiel dem Musikalischen, „während das historische Schauspiel als das Höchste, das Leben in seiner ideal-wirklichen Gestalt wiedergibt.“ Der Sprung von hier zur eigentlichen Geschichte ist nicht so groß. Er sagt es selbst:

„Denn welches Schauspiel ist größer als das Leben selbst, und welcher Dichter kann sich mit den Reichtümern der Wirklichkeit messen“?

Auf zwei Wegen hatte Jørgensen jetzt die Geschichte erreicht, und nach den Sommerferien 1860 legte er die Naturwissenschaften beiseite, nahm noch einen Anlauf um das Abitur zu machen und gedachte mit einem Geschichtsstudium fortzusetzen.

Für ihn war jedoch auf der Universität nur wenig zu holen. Man sollte glauben, daß Professor Frederik Schiern (1816-82) für ihn etwas hätte bedeuten können. Schiern liebte es, die ganze Weltgeschichte auf einmal zu betrachten, es waren die Entwicklung und der Aufprall der Gegensätze, bei denen er besonders verweilte, und er sah gerne – unter Hegelschem Einfluß – die Idee sich in der Zeit widerspiegeln, aber Jørgensen erfaßte nicht die geistvollen Blitze, die in seinen im übrigen recht formlosen und plaudernden Vorträgen aufleuchten konnten. Den sorgfältig und gründlich vorbereiteten Historiker C. F. Allen (1811-71), der manchmal vor nur zwei Studenten las, fand er „trocken wie ein Unglück“. Dagegen fand er in dem hauptsächlich als Versicherungsmathematiker bekannten Ludwig Oppermann (1817-85) einen Wegweiser, den er gebrauchen konnte. Oppermann, der sich auf vielen Gebieten betätigte, beschäftigte sich auch mit sprachlichen Untersuchungen und bekleidete einen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur an der Kopenhagener Universität. Auch er übte keine Anziehungskraft auf das Publikum aus. Um seine Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur in Gang zu halten, mußte Jørgensen sich mit dem Volksschullehrer M. Matzen (1830-1907), einem Halbbruder von Henning Matzen, und mit A. F. Asmussen (1840-1914) - dem späteren Departementschef im Kultusministerium – verbünden. Sie hatten auch die Lateinschule in Flensburg besucht, aber er lernte sie erst in Kopenhagen näher kennen. Diese Vorlesungen wurden für Jørgensen „das erste Beispiel eines gründlichen und vorurteilsfreien Quellenstudiums“, weil Oppermann es verstand, jeden Verfasser als

eine eigentümliche Persönlichkeit darzustellen, bedingt teils durch sein besonderes Naturell, teils durch seine Zeit. In starker Opposition zu den weitläufigen Konstruktionen deutscher Literaturhistoriker „stellte er die geschichtlichen Verhältnisse in ein so zuverlässiges Licht, daß es mir hier zum ersten Mal bewußt wurde, was eigentlich von einer nüchternen Betrachtung der Personen und Verhältnisse der Vergangenheit verlangt wird“.

Vorläufig fand Jørgensen jedoch keine Verwendung für diese Lehre. Er interessierte sich noch bedeutend mehr für „den großen Verlauf der Weltentwicklung“ und für „die durchgreifenden Gegensätze zwischen den epochemachenden Weltkulturen“ als für einzelne, konkrete Probleme. Griechen und Juden, der Norden und das Christentum, das waren Gegensätze, mit denen er sich gerne beschäftigte. Es endete damit, daß er versuchte, eine Darstellung über „das Zeitalter der Umwälzungen“ zu schreiben, – d. h. die Zeit 1300-1648 – um Klarheit über den Übergang vom eigentlichen Mittelalter zur neueren Zeit zu erlangen. Verständlicherweise kam er mit diesem Versuch nicht weiter, sondern wurde von dem Gefühl überwältigt, daß er die handelnden Persönlichkeiten nicht auf die Weise zu fassen vermochte, wie Oppermann es verlangte. Er versuchte auch eine der Preisaufgaben der Universität über die Starkad-Saga ihre Entstehung, Entwicklung und Verbreitung in den nordischen Ländern zu beantworten – aber er erreichte nur einige anerkennende Worte über seine poetische Auffassung und seine geistreichen Zusammenstellungen, während man über Mangel an genauem Quellenstudium und geschichtlicher Methode klagte. Es wurde von größerer Bedeutung für seine Entwicklung, daß er sich im Frühjahr 1861 erneut auf das Studium von Johannes Ewald stürzte, der nun für ihn zum Eingang für die ganze neuere dänische Literatur wurde. Besonders die qualvolle Lebensgeschichte des Dichters erweckte Jørgensens lebhafteste Sympathie: „Als die Müdigkeit mich im Laufe des Jahres lähmte, während frühere Sehnsüchte wieder zum Leben erwachten, fand ich in Ewald einen Geistesverwandten und Leidensgefährten, den Mann mit dem großen Herzen, der nicht

in den Rahmen der Gesellschaft paßte und deshalb den großen Schiffbruch erlitten hatte“.

Es wurde Zeit, daß diese Gärung sich gesunder gestaltete. Jørgensen widerstand der Versuchung das Avnbølgaardexperiment zu wiederholen, zog jedoch im November 1861 in eine Pension in der Bianco Lunos Allee etwas außerhalb der Stadt. Hier wollte er sich ländlichen Studien widmen, seinem Unterricht nachgehen und seine Gesundheit durch lange Spaziergänge pflegen. Die Pensionswirtin hatte eine Nichte bei sich wohnen, ihr gab Jørgensen Unterricht. Ida Pedersen (1847-1937) wurde später seine Frau.

Das Jahr, welches er in der Bianco Lunos Allee zubrachte, bezeichnet er als eines der glücklichsten seines Lebens. Die Liebe zu dem blutjungen Mädchen gab ihm das psychologische Verständnis, das ihm früher gefehlt hatte. „Der Sinn mußte erst durch ein seelisches Wunder aufgetan werden“. Am stärksten wirkte jetzt Kierkegaard auf ihn; lange Zeit las er nichts anderes als „Der Begriff Angst“, wodurch sich ihm eine neue Welt öffnete. Später kamen andere Werke hinzu, es scheint als habe er die riesige Verfasserschaft ganz und gar verschlungen. Er wurde von Kierkegaards Ideenreichtum und bezaubernder Poesie überwältigt, fühlte sich aber in einem unverträglichen Gegensatz zu dessen Lebensauffassung.

Zu dieser anspruchsvollen Lektüre gesellte sich ein erneutes Studium der Geschichte des Judentums, die Jørgensen in eine dialektische Entwicklung hineinstellt, die das jüdische Volk Stufe für Stufe zu einem rein geistigen Gottesverhältnis aufsteigen läßt. Außerdem bekommt Jørgensen Sinn für das Komische, für das er bisher zu ernst gewesen war. Er entdeckt jetzt Ludwig Holberg und liest ihn mit einer wahrhaften Manie, auch das Theater fesselt ihn. Selbst charakterisiert er seine Entwicklung in diesem Jahr als noch einen bedeutungsvollen Schritt näher zu „einer gesunden und allseitigen Auffassung des Menschenlebens“. Nicht äußerer Fortschritt, sondern weitere Entwicklung und geistige Arbeit hatten den Vorrang, und das Verhältnis zu der jungen Verlobten bestärkte ihn darin.

„Mit ihr das Leben weit von dem Lärm der großen Welt zu leben wurde mein liebster Traum“.

Im Herbst 1862 bot Departementschef Regenburg Jørgensen eine Stellung als Hilfslehrer an seiner alten Schule in Flensburg an. Das Angebot fiel auf fruchtbaren Boden. Ida, die 1862 konfirmiert worden war, wohnte nun in Randers, Jørgensen selbst brauchte einen richtigen Beruf, es war an der Zeit, daß er seine freien Studien in Kopenhagen beendete. Regenburg wünschte das einheimische dänische Element in Schleswig zu stärken, und es wurde Jørgensen in Aussicht gestellt, Bibliothekar an der Schulbibliothek zu werden, wenn diese als ein Glied in der Wiederbelebung des Dänentums im Herzogtum zu einer größeren öffentlichen wissenschaftlichen Bibliothek erweitert werden sollte. Es war C. F. Monrad, Regenburgs Jugendfreund aus ihrer gemeinsamen Schulzeit auf der Akademie in Sorø, der seine Aufmerksamkeit auf Jørgensen gelenkt hatte. In einem Brief an Regenburg im Herbst 1862 hatte er begeistert Jørgensens Anlagen und Entwicklung geschildert. Er betrachtet es als eine Gnade Gottes, daß es ihm vergönnt wurde, diesem jungen Menschen so unsagbar nahezukommen; Jørgensen ist „eine köstliche Perle, die umhegt werden muß, damit sie nicht wegen ihrer Anspruchslosigkeit begraben wird und unbeachtet bleibt, sondern damit sie auf einen solchen Platz kommen möge, daß sie in ihrer rechten Umgebung strahlt“. Der Brief nähert sich dem Prophetischem in den Ausbruch: „es schlummert mehr als eine Möglichkeit in diesem Jüngling“.

Am 1. März 1863 trat Jørgensen seine Stellung in Flensburg an, freundlich empfangen von Monrad und den anderen Kollegen, und trotz seiner Jugend und seines jugendlichen Aussehens ganz augenscheinlich im Besitz hervorragender pädagogischer Fähigkeiten. Aber der Aufenthalt in Flensburg wurde dennoch eine Enttäuschung für ihn. Das Verhältnis zu Monrad kühlte schnell ab, er wirft ihm „geistesaristokratische Ansichten“ vor und klagt darüber, daß Monrad die Voraussetzungen fehlten, um seiner Entwicklung folgen zu können. Er befand sich auch in einer unglücklichen Stellung zwischen den Lehrern auf der

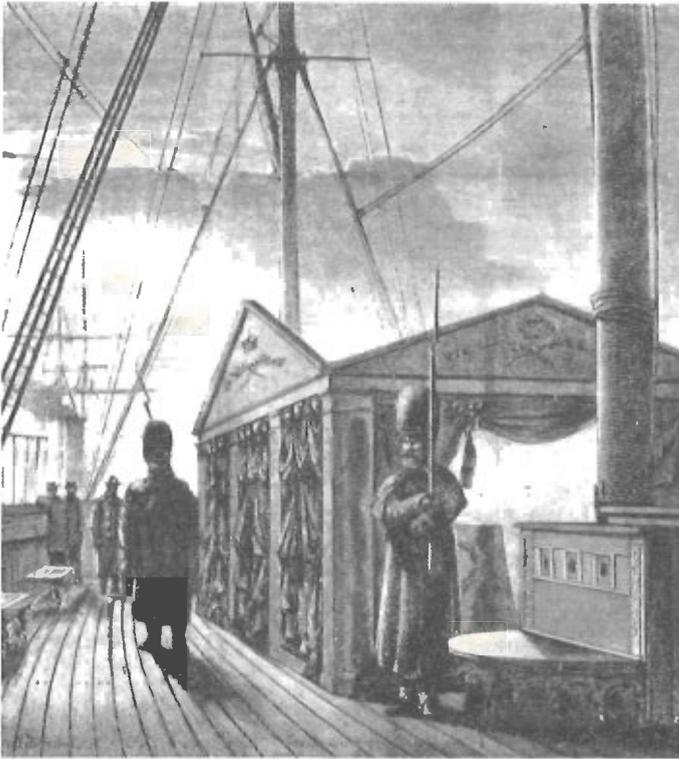
einen und den Flensburgern auf der anderen Seite. Dieses empfand er sehr stark. „Die Beobachtung der starken Gegensätze in der kleinen Gesellschaft, die philisterhafte Geistesverlassenheit des Bürgertums und das selbstgefällige Oberklassengefühl der Beamtenfamilien, trug gewiß sehr dazu bei, die ethische Krise vorzubereiten, die ich im Laufe des Frühjahrs erlebte, am ehesten hervorgerufen durch eine Buß- und Bettagspredigt Ewaldsens in meiner alten Nikolai-Kirche“.

Diese Krise äußerte sich in einem starken Sündenbewußtsein. Seine Unzufriedenheit mit der Umwelt schlug um und verwandelte sich in eine Anklage gegen sich selbst. Er begann „ein Tagebuch eines Hoffärtigen“ zu führen und prüfte Herz und Nieren, um mit der Selbstvergötterung fertig zu werden, die er nicht ohne Grund bei sich selbst entdeckte. Er meint, daß diese Krise ihn nicht nur weniger genau rechnend mit den Urteilen anderer über ihn machte, sondern auch seinen Sinn für „den inneren Wert der Persönlichkeit“ schärfte, für Handlungen und Denkungsart von Personen, die er bisher übersehen hatte, weil er die Menschen einseitig nach ihrer Begabung beurteilt hatte.

Zu dieser Zeit verfaßte Jørgensen eine Darstellung seiner „ersten Entwicklung“. Hiervon sind nur Bruchstücke bewahrt, die in seiner späteren „Darlegung meiner Entwicklung und meiner Verfasserschaft“ (1901) eingeflochten sind, aber wir können sehen, daß er seinen Entwicklungsgang in drei Abschnitte einteilte: die Kindheit, das Gedankenleben (1856-59) und die Lebensgedanken (1859-63). Er fühlte, daß er jetzt am eigentlichen Beginn seines Lebens stand. Seine literarischen Beschäftigungen im Jahre 1863 bestanden im Lesen einer Reihe dänischer Verfasser schöngeistiger Literatur, von Bellman, den er mit großem Eifer studierte und einem recht intensiven Studium von Shakespeare und Sokrates. In seinem jugendlichen Drang Vergleiche zwischen den großen Männern des Geistes zu ziehen, setzte er jetzt den großen Engländer über Spinoza, den er bisher als die am harmonischsten vollendete Persönlichkeit in neuerer Zeit angesehen hatte, und „auf die gleiche Weise“ ging er von Platon auf Sokrates über, den er in Opposition zu Kierkegaard „den lebensvollen, vielseitigen, den Meister

in der Kunst zu leben“ nennt. Ebenfalls begann er sich mit älterer dänischer Geschichte zu befassen, besonders mit Absalon und Saxo. Es waren jedoch entschieden die literarisch-biographischen und philosophischen Beschäftigungen, die den Vorrang hatten, und mit denen er seine vielseitige Jugendentwicklung abrundete, die ihm kein Examen gebracht, ihm aber ein Rüstzeug gegeben hatte, reicher und allseitiger als ein regelrechtes Fachstudium es gekonnt hätte.

Inzwischen zog sich das politische Unwetter zusammen, das mit dem zweiten schleswigischen Krieg endete. Der dänisch-schleswig-holsteinische Gesamtstaat, das gebrechliche Resultat des Krieges 1848–50, hatte sich schon lange als nicht funktions-tüchtig erwiesen. Die Holsteiner, die die Sympathien Deutschlands hinter sich hatten, stellten immer größere Forderungen, und in langgezogenen Verhandlungen mit den deutschen Staaten mußte Dänemark Schritt für Schritt weichen. Unter diesem Eindruck wuchs in Dänemark die Stimmung, die Eidergrenze stärker zu betonen durch eine nähere Verbindung zwischen dem Königreich und Schleswig, während Holstein eine recht selbständige Stellung erhalten sollte. Diese Politik stand im Widerspruch zu dänischen Versprechungen von 1851/52 an die deutschen Großmächte, das eine Herzogtum nicht enger als das andere an das Königreich zu binden. Die dänische Regierung ließ sich durch eine außenpolitische Situation täuschen, die scheinbar günstig für diese wagemutige Politik war, aber als die Gesamtverfassung für Dänemark und Schleswig im November 1863 durchgeführt war, hatte das Bild sich geändert. Bismarck, der an einer Erweiterung der Machtstellung seines Landes und namentlich an den guten holsteinischen Häfen interessiert war, konnte nun unter dem Vorwand der dänischen Verletzung internationaler Absprachen eingreifen, ohne daß die europäischen Mächte einen Finger zur Verteidigung Dänemarks rührten. Österreich, welches mit Preußen um die Führungsstellung im deutschen Bund wetteiferte, wollte nicht, daß Preußen alleine den Schleswig-Holsteinern zu Hilfe eilte. Dänemark stand dadurch zwei Großmächten gegenüber, von denen zumindest das Heer der einen vorzüglich und höchst modern ausgerüstet war.



Die Leiche Frederik VII. wurde mit dem Dampfschiff „Slesvig“ von Flensburg nach Kopenhagen überführt. Nach Ill. Tid.

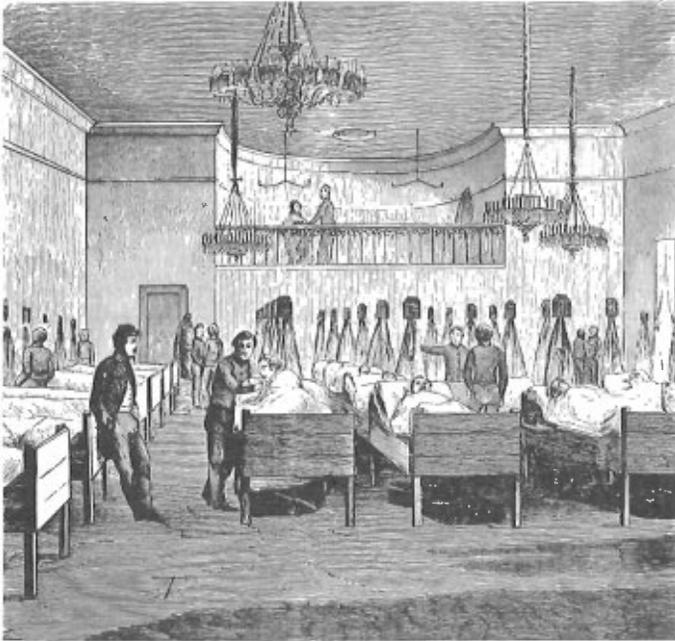
Der plötzliche Tod Frederik VII. auf Schloß Glücksburg am 15. November 1863 noch bevor er die neue Verfassung unterschrieben hatte, schuf weitere Schwierigkeiten und ließ den Fall des Gesamtstaates vorausahnen. Dieser Todesfall machte großen Eindruck in Flensburg, dessen breite Bürgerschaft sich mit dem leutseligen und festesfrohen Monarchen verbunden fühlte. Als der Sarg des Königs durch die Stadt geleitet wurde, waren Tausende von dänischen Bauern in die Stadt geeilt, um mit den Bürgern zusammen Abschied vom König zu



Einmarsch deutscher Truppen in Flensburg 1864.

nehmen. Sein Tod löste eine Volkstrauer aus, die durch die ernste außenpolitische Situation verstärkt wurde. Jørgensens Vater war so tief getroffen, daß er noch am Tage nach dem Leichenzug in der Kammer des Sohnes in Flensburg weinte.

Die politische Spannung nahm von Woche zu Woche zu. Die Deutschen sparten nicht mit Andeutungen über die bevorstehenden Umwälzungen. Für Jørgensen, der noch ganz in der Vorstellung davon lebte, daß es galt das Eiderprogramm zu behaupten, muß dies eine schmerzliche Zeit gewesen sein. Schon im Dezember 1863 rückten deutsche Truppen in Holstein ein, ohne daß ein Schuß fiel. Würden sie die uralte Reichsgrenze respektieren? Dafür war vor dem Hintergrund der erregten Stimmung in Deutschland und der beginnenden Unruhe im südlichen Schleswig nur geringe Hoffnung vorhanden. Am 1. Februar 1864 fielen die Würfel, die Preußen und die Österreicher überschritten die Eider. Auf diese hereinbrechende Gefahr war Jørgensen natürlich aufmerksam gewesen. Dagegen scheint er über das wirkliche Kräfteverhältnis gänzlich unwissend gewesen zu sein. Als das Dannewerk geräumt wurde, und man in der Nacht in allen Häusern Flensburgs Lärm schlug, für eine gewisse Anzahl von Soldaten Verpflegung bereitzuhalten, teilte er die allgemeine Auffassung in Flensburg,



Der große Saal im Borgerforeningen (Bürgerverein) als Lazarett eingerichtet. Zeichnung von Carl Bøgh.

daß nun die Ankunft schwedischer Hilfstruppen bevorstehe. Nach und nach ging ihm die schockierende Wahrheit auf. Die deutschgesinnten Flensburger holten ihre schleswig-holsteinischen Flaggen hervor. Aus der Ferne wurde er Zeuge des Treffens bei Sankelmark am 6. Februar ohne sich jedoch über dessen blutigen Charakter klarzuwerden. Am Tage danach rückten die deutschen Truppen in Flensburg ein.

Nach dem Einzug des Feindes hielt Jørgensen sich wechselweise in Flensburg und in Gravenstein auf, wo er seinem Vater half, der Gemeindevorsteher geworden war und den Besatzungstruppen gegenüber einen schweren Stand hatte. Die Schule war geschlossen und zum Lazarett gemacht worden. Ende Februar wurde er zum preußischen Zivilkommissar v. Zedlitz

gerufen, der ihn als geborenen Schleswiger aufforderte, in den Dienst der neuen Herren zu treten. Jørgensen wies die Aufforderung zurück, und v. Zedlitz schloß das Gespräch mit einem: „Das tut mir leid, denn dann werden Sie auch keine Tätigkeit in Ihrem Volk bekommen können.“ Anfang März reiste er von Hamburg über Lübeck und Malmö nach Kopenhagen. Hier wollte er sich zum Kriegsdienst melden, welches Regenburg vereitelte, da ihm schien, daß der Krieg nicht mit dem rechten Willen und der rechten Kraft geführt wurde. Als vertriebener Schleswiger verbrachte Jørgensen jetzt in Kopenhagen eine verwirrende und aufreibende Zeit. Viel Zeit ging im Studentenverein dahin, der seine Räume für die vertriebenen Landsleute geöffnet hatte und mit Spaziergängen u. a. zusammen mit C. F. Monrads Schwager, dem Kaufmann Carl Verdelin (gest. 1868), einem schlechten Geschäftsmann, jedoch glühendem Oehlschlägerverehrer. Er lehrte Jørgensen, „was 'Verhältnisse' und 'Umstände' im wirklichen Leben bedeuten im Gegensatz zu der Auffassung aus allgemeinen Gesichtspunkten und ideellen Strömungen heraus, nach denen ich bisher die Geschichte beurteilt hatte. Dieses, bei einem kleinen Gedicht den Anlaß zu diesem zu kennen, in einem literarischen Streit Rücksicht auf alle Umstände zu nehmen, war mir ein ganz neuer Gesichtspunkt.“ Es war die „Entwicklung“, auf die A. D. Jørgensen bisher Gewicht gelegt hatte. Den „Geschehnissen“ hatte er geringe Bedeutung beigemessen, die „zufälligen“ Verhältnisse hatte er übersehen.

In Kopenhagen erlebte er auch den Fall von Düppel. Das war ein betäubender Schlag. Nach seinen eigenen Worten machte nichts früher oder später einen gleichen Eindruck auf ihn. Er war jedoch jetzt schon dabei Abstand von den Phantastereien der Volksstimmung über den Ausfall des Krieges zu gewinnen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist eine Episode, die er im Vorsommer 1864 im Studentenverein erlebte, während die Vermittlungsverhandlungen in London liefen. Zu einem früheren Kollegen und Landsmann hingewendet bemerkte A. D. Jørgensen, daß man jetzt hoffen müsse, „daß auf alle Fälle ein Frieden mit einer endgültigen Teilung Schleswigs komme“.

Aber dieser Teilungsgedanke weckte nicht nur den höchsten Zorn des Kollegen, von allen Seiten wurden ihm „böse Blicke und grobe Worte“ gesandt. Die Wirklichkeit sprach indessen eine viel rauhere Sprache. Es verging keine lange Zeit, bis auch die Teilung Schleswigs nicht mehr zu den realistischen Möglichkeiten gehörte.

Das Jahr 1864 wurde in Dänemark als ein furchtbares Unglück empfunden. Nicht nur von dem harten Frieden wurde man niedergedrückt: 2/5 des Reichsgebietes und dessen Bevölkerung mußte abgetreten werden, wobei die Trennung von 200.000 dänischsprechenden Schleswigern am bittersten empfunden wurde; der Verlauf des Krieges war auch eine tiefe und bittere Überraschung für das Volk gewesen. Das Unglück traf so hart, weil man sich in weiten Kreisen nach dem scheinbar glücklichen Ausfall des Krieges von 1848–50 einem unberechtigten Optimismus hingegeben hatte. Jetzt erfuhr man, daß wir uns Illusionen gemacht hatten, sowohl über die Verhältnisse der europäischen Mächte zueinander, als auch über die Stärke der Gegner, und daß wir in einer grundfalschen Sicherheitsvorstellung hinter der Dannewerkstellung gelebt hatten, die man uneinnehmbar glaubte. Die Volksstimmung wandte sich gegen die nationalliberalen Politiker, die ihre Karten verkehrt gespielt hatten. Trotz ihrer großen Fehlgriffe war dieses kaum berechtigt; die Verantwortung ruhte auf weit größeren Kreisen, auf der Presse und auf dem Volk selbst, nicht zuletzt in der Hauptstadt. Nationale Ideen und Stimmungen hatten walten dürfen, bis sie auf die eiskalte staatsmännische Klugheit Bismarcks stießen. Es war deshalb mehr als der uralte Gesamtstaat, der sich damals auflöste. Auch ein inneres Dänemark sank in Trümmer, eine Idee- und Idealwelt, die schön war, die jedoch nicht zu der Realpolitik einer neuen Zeit paßte.

Das Unglück bekam die verschiedenartigsten Folgen für die Menschen, die in einem empfänglichen Alter waren, als es das Land traf. Unmut verbreitete sich, viele zweifelten daran, daß Dänemark weiterhin als selbständiger Staat bestehen konnte.

J. west stauder, Densie paa vor central
 Duetliche det at vore. de. iherstendig Fæst
 aarst - Europa, næsten enden i Mænsket
 bændet. -- Alder udgjænder at vi. det
 efter en en Jæfning Jæfningens Tændes.
 Njænsad, Njænsad stæn Jænsad som tæng
 i det. De vil. Duetlic læn vilt det. Næns.
 led gæns - Duettingen, iherstidit ag.
 Væfles, en ^{ny} ~~den~~ andre Njænsad (Dens.
 Com, Finanstæn. v. l.) -

A. D. Jørgensens Handschrift - hier nach einem Brief an
 C. F. Monrad (23. Nov. 1864).

Bei anderen biß der Revanchegedanke sich fest, bis auch diese
 Hoffnung nach Frankreichs Zusammenbruch 1870 zerbrach.
 Aber da waren auch diejenigen, die durch das Unglück zu der
 Wiederaufbauarbeit inspiriert wurden, die in Verbindung
 mit dem ökonomischen Aufstieg, in dem Dänemark sich schon
 vor dem Krieg befand, außerordentlich fruchtbare Folgen er-
 hielt. Weite Kreise des Volkes wurden zu einer intensiveren
 Pflege dessen, was uns geblieben war, aufgefordert, aber auch
 zu einer realistischeren Erkenntnis unserer Möglichkeiten und
 Begrenzungen. Das gilt auch für A. D. Jørgensen, der zu den
 am härtesten betroffenen gehörte, weil der Ausfall des Krieges
 ihn von seiner Heimat trennte, der er so innerlich verbunden
 war. Die Niederlage erschreckte ihn, und eine Zeitlang sah er
 die Zukunft im dunkelsten Licht. Er phantasierte von neuen
 Kämpfen und neuen Niederlagen oder zweifelte an der Fähig-
 keit unseres Volkes, den fremden Einflüssen widerstehen zu
 können, in deren Umarmung es schmachlich zugrunde gehen
 würde. Aber er überwand diesen Standpunkt: „Wenn wir eine

Zukunft haben, dachte ich da, dann muß diese auf einem nüchternen Verständnis unserer Verhältnisse als Volk aufgebaut werden; wir dürfen nicht in der Einbildung an eine große Zukunft oder eine glänzende Gegenwart leben, und wir müssen daher auch zu einer wahrhaften Auffassung unserer Vergangenheit kommen. Dieses ist daher meine Berufung. Keine Phantasien, keine Färbung weder durch den Strahlenglanz aus Hoffnung und Erwartung noch durch die bleichen Schrecken des Verzweifeln, sondern die simple einfache Wahrheit“.

Dieses war das Resultat der Krise, welche die Ereignisse von 1864 in A. D. Jørgensen auslösten. Obwohl dies in Verbindung mit einem im Jahre 1896 geschriebenen Text erhalten ist, könnte der Wortlaut darauf deuten, daß wir hier vor einer Tagebuchaufzeichnung oder ähnlichem älteren Datums stehen, vielleicht vor dem eigentlichen Entschluß, den A. D. Jørgensen – nach allem zu urteilen – 1865 faßte. Er selbst führt diesen auf den Jahreswechsel 1864/65 zurück, als er alleine im Postwagen über Fünen fuhr. Er hatte das Weihnachtsfest bei seiner Verlobten in Randers zugebracht und war nun auf dem Rückweg nach Kopenhagen, während Ida zusammen mit Monrad nach Flensburg reiste, von wo aus sie weiter nach Gravenstein sollte; Monrad, der wie die übrigen dänischen Lehrer von der Lateinschule in Flensburg entlassen worden war, wollte seine Schultätigkeit in der Stadt auf privater Basis fortsetzen. Jørgensen wünschte – mit Rücksicht auf die preußische Wehrpflicht – nicht, sich in Schleswig niederzulassen.

Es besteht wohl kein Grund daran zu zweifeln, daß Jørgensen irgendeinen Entschluß auf dieser nächtlichen Reise faßte, auch nicht, daß er – wie er in seiner „Darstellung“ schreibt – im Januar 1865 mit einem Quellenstudium zur dänischen Geschichte beginnt, und daß er, „fest entschlossen dänischer Historiker zu werden“, beim Jahr 800 beginnt, um in zeitgenössischen Quellenschriften auf den Grund dessen zu kommen, was über die Geschichte Dänemarks zu wissen möglich war. Aber offenkundig beschäftigte er sich teils mit verschiedenem anderen, bevor er 1868 als Historiker debütierte, teils zeichnen

erhaltene Briefe von 1864 und 65 ein komplizierteres Bild seiner Reaktion auf die Niederlage. Das genaue Quellenstudium der Geschichte des älteren dänischen Mittelalters beschäftigte ihn, abgesehen von kleineren Unterbrechungen, bis zum Frühjahr 1866, als er es zugunsten von Arbeiten, die nordische Mythologie betreffend, aufgab. Er wollte eine große gesammelte Darstellung des älteren Mittelalters schreiben, die mit einer Darstellung des heidnischen Götterglaubens eingeleitet werden sollte. Dieses Programm stand zwar nicht im Widerspruch zu dem „nüchternen Verständnis unserer Verhältnisse als Volk“, welches er sich von Neujahr 1865 als Ziel setzte. Beeinflusst durch die Geschichtsauffassung der Romantik, meinte er in unserer ältesten Geschichte auf das dänisch-nationale in seiner echtsten Form zu stoßen. Doch das Gewicht, das er der Mythologie beimißt – wie ein erneutes Lesen von Kierkegaard, das zu tiefgehenden religiösen Studien führte – weist doch eher auf seine freien Vorkriegsstudien zurück, als auf seine zukünftige Historikertätigkeit.

So gesehen lag mehr Zukunft in seiner gleichzeitigen Beschäftigung mit der Geschichte Schleswigs, an der er in den Jahren 1865 und 66 arbeitete. Hier erreichte er eine selbständige Beurteilung der älteren Entwicklung und der großen Knotenpunkte in der Geschichte des Herzogtums. „Die Darstellung von dänischer Seite ist oft von Vorurteilen befangen und ein bedeutendes Glied unserer Enttäuschungen und Leiden,“ schreibt er in einem Brief im Mai 1865. Aber wenn er sich hier auf der Linie befindet, der er während seiner späteren Verfasserstätigkeit folgen sollte, ist es um so sonderbarer, daß er die Arbeit zur Seite legt, als religiöse Studien und die Mythologie seine Aufmerksamkeit wieder fesseln.

Folgen wir Jørgensens Entwicklung in diesen Jahren mit Hilfe von zeitgenössischen Briefen, stoßen wir gleichfalls auf eine Entwicklung, die komplizierter ist, als die Neujahrsbetrachtung vermuten läßt. Durch einige Briefe, die er in den Jahren 1864 und 65 an C. F. Monrad sendet, können wir ihm ziemlich nahekommen. In einem dieser Briefe – der am 23. November 1864 geschrieben ist, gut und gerne 3 Wochen nach

dem harten Frieden zu Wien – gibt er Monrad Recht darin, daß es nun darum geht „auszurufen und Kräfte zu sammeln, sie zu organisieren und abzuwarten. Während der Bauer schläft, wächst das Korn“. Jørgensen hat – schreibt er – immer „die Reaktionsperioden in der Geschichte für einen relativen Segen gehalten. Es ist wie die Nacht, die das Gemüt erquickt und die Kräfte stärkt. Man kann nicht nur von Fleischnahrung leben usw.“. Diese etwas kühle Betrachtung, die in einem eigentümlichen Gegensatz zu dem hochtrabenden Pathos der Neujahrsbetrachtung in der „Darstellung“ steht, wird außerdem durch folgende Betrachtung unterbaut, die den Abstand zwischen dem Briefschreiber und dem Thema des Briefes zeigt: „Eine gute, besonders gute Wirkung der Reaktion haben wir schon gesehen, die größere Einheit der nationalen Partei, besonders die Einstimmigkeit und die ganz ungewöhnlich klassischen Artikel der Zeitungen. Ich sehe das Verhalten unserer Presse in dieser schweren Zeit für den bemerkenswertesten und strahlendsten Beweis an für unsere nationale Berechtigung ein selbständiges Volk zu sein, angesehen in Europa, vielleicht nach einem Menschenalter bewundert. Es ist wohltuend, dieses nach einer so furchtbaren Periode der Erniedrigung zu sehen“.

Man kann vielleicht sagen, daß dieser Brief die konventionelle Haltung eines braven jungen Mannes gegenüber dem Unglück, das seinem Vaterland widerfahren ist, widerspiegelt; dagegen sucht man vergebens nach tieferen Gefühlen, und wundert sich über die Verbindung zwischen den klassischen Artikeln der Presse und Dänemarks nationaler Existenzberechtigung. Seine Haltung ist nicht frei von einem unbeteiligten Besserwissen. Man könnte fragen, mit welchem Recht er sich anmaßt zu entscheiden, ob es „wohltuend“ ist, die Einheit der nationalen Partei „nach einer so furchtbaren Periode der Erniedrigung“ zu sehen. Welch' Abstand zum Volk in diesem Ausdruck!

Wenn wir uns einem Brief vom 5. Mai 1865 – ebenfalls an C. F. Monrad – zuwenden, hört es sich anders an. Das Unglück der Nation hat sich nun so tief in seinen Sinn eingebrannt, daß wir uns in einer ganz anderen geistigen Welt befinden. Der

Abstand zum Volk ist hier von einem Hohn über die ewig Besserwissenden ersetzt: „Das Frühjahr ist eine merkwürdige Mischung von Hoffnung und Furcht gewesen; bald währte man sich dem Ziel nahe, Schleswigs Teilung, bald weiter davon entfernt als je zuvor. Ich mache alle diese Wellenbewegungen mit, nicht zögernd oder mißtrauisch, sondern mit voller Energie. Ich habe den Vorteil vielen anderen voraus, daß ich mich nicht mehr schäme, alle die Illusionen zu besitzen, die das Volk gehabt hat und noch hat, etwas was jetzt so oft abgestritten wird. Nicht einer, sondern viele haben jetzt eingesehen, daß es ein verkehrter Weg war, dem wir folgten usw., sie schwiegen nur, weil man nicht reif war ihre Stimme zu hören usw., starblinde Leute, die kaum ihren eigenen Schatten sehen und durch das Dunkel der Zeit gesehen haben wollen“.

Die hier hervortretende Identifikation zwischen den „Wellenbewegungen“ des Volkes und Jørgensen wird vollzogen und besiegelt in folgendem grandiosen Ausbruch, der den Gedanken auf den „dithyrambischen“ Redestrom hinleitet, der ihn früher in einem kritischen Augenblick überkam: „Es bleibt meiner Meinung nach nichts, gar nichts anderes übrig, als sich zu demütigen und gerade eigene Fehler und Schuld zu erkennen, denn jeder wird doch etwas davon bei sich finden und immer mehr, je öfter er hinsieht. Ich komme nicht darüber hinweg und hoffe niemals über meine Betrachtung des dänischen Volkes hinwegzukommen als ein Hiob, der von Unglück und Krankheit geschlagen ist. – Ich kann verstehen, daß er die Heimsuchung nicht erfaßt, daß er sie als von der Schlechtigkeit des Teufels kommend erklärt, ich kann verstehen, daß er nicht die Vorwürfe seiner Freunde entgegennehmen will, daß es doch wohl seine eigene Schuld ist, und daß er hochmütig wird mitten in seiner Selbstverteidigung und sagt: ich will den lebendigen Gott anklagen, denn ich war gerecht und er hat mich gezüchtigt, als ich es nicht verdient hatte. Aber was wird dieser Hiob sagen, wenn der Herr selbst spricht, Geist zu Geist und ihm befiehlt vorzutreten und das Rätsel der Welt zu erklären? Sollte diese Stimme nicht einmal ertönen? . . . Mir ist sie ertönt und ertönt mir täglich, wie sie seit unserem unglücklichen Krieg

ertönt ist. Wer die 'Ursache' zum Krieg ist, zur Niederlage dort und dem Verlust hier, darüber kann lang und breit disputiert werden, und zuletzt wird es wohl erforscht werden; aber das ist etwas, das der Wissenschaft, der Geschichte angehört. Für mich ist es vollgültig und genug, daß ich schuldig bin, daß ich es bin als Teil des dänischen Volkes, und daß dies eine Heimsuchung ist, die sicherlich reichen Segen mit sich bringen wird. Der Baum der Zukunft trocknet aus und wird blatt- und fruchtlos, wenn er nur von der Sonne des Glücks beschienen wird; er muß, um bei dem Bild zu bleiben, auch von den Tränen des Unglücks benetzt werden. Und das geschieht wohl jetzt in vollem Maße“.

Es besteht ein überraschender Unterschied zwischen diesem Brief vom Mai 1865 und dem vorher zitierten vom November des vorhergehenden Jahres. Der Abstand zwischen Jørgensen und dem Volk, der in dem älteren Text in dem sonderbaren Beweis von Dänemarks nationaler Existenzberechtigung und der Kaltblütigkeit erscheint, mit der er die nationale Einheit als „wohltuend“ charakterisiert, ist abgelöst durch ein Sich-Vertiefen, einem Mitschwingen in der Hoffnung und Furcht des Volkes, durch einen Identifizierungsprozeß, dessen Kern sein Erkennen eigener *Schuld* ist. Es ist das Hiob-Bild, Hiobs Gegenüberstellung mit Gott, welches ihm dieses Wort in den Mund legt, und die Wärme, die Leidenschaft, die durch diesen Fund frei gemacht wird, beseelt sogleich das Bild vom Baum der Zukunft, das ja nichts anderes aussagt als der platte Ausdruck von der „Fleischnahrung“. Und doch welch' Unterschied.

Das Glied, das die Verbindung zwischen Jørgensen und dem Volk herstellt, ist die Erkenntnis seiner Mitschuld an dem Unglück, eine Wiederholung der ethischen Krise, die er im Frühjahr 1863 in Flensburg erlebte, als es ihm schien, als säße all der geistige Hochmut, den er um sich herum beobachtet hatte, auf dem Hochsitz in seiner eigenen Brust. Aber die Krise 1865, die sich nicht zufällig im Monat Mai vollzieht – Jørgensen spricht an einer Stelle von den unruhigen Gedanken, die sich einzufinden pflügen, wenn der Vorsommer beginnt –

ist nicht nur eine erweiterte Wiederholung der vorerwähnten Krise, bei der die kleine Flensburger Gesellschaft von dem dänischen Volk im allgemeinen ersetzt wird. Das fundamental Neue in der Krise von 65 ist, daß das Erlebnis nicht nur passiv ist („von dem Tag an wurde ich milder in meinem Urteil über andere“), sondern daß es getragen, ja vorwärtsgetrieben wird von einem aktiven Gefühl. Er schreibt hierüber an Monrad im Mai-Brief: „Mir kommt es vor als ähnelte Dänemarks Jugend (und so auch ich) jener kleinen Nachtigall, die Eros füttert (ich glaube in einem griechischen Gedicht). Er reicht ihr nämlich das Futter auf der Spitze seines Pfeils und vergiftet damit ihre Seele mit der ganzen Lust und dem Schmerz der Liebe, so daß ihr Leben zu kurz und ihre Stimme zu schwach ist, um alles hinaussingen zu können. – Welch' Gift der Liebe läßt unsere Mutter, das alte Dänemark, uns nicht einsaugen! welch' Schmerz, welch' Unmut und welche Lust in der Gewißheit dieser Liebe. Ich glaube nicht, daß Sie oder irgendjemand aus dem Königreich diese positive, hellwache Liebe erfassen können, die ein Schleswiger, der mit deutscher Geistesnahrung seine Entwicklung begann, besitzen kann, wie lebendig diese Leidenschaft ist, die nie ermattet, sondern danach lechzt, sich diese Sprache, dieses Volk, dieses Land, dieses Meer, diese Geschichte anzueignen und zu gewinnen!“

Nach diesem Ausbruch, dessen leidenschaftlicher Ton ein Zeichen davon ist, daß er während oder kurz nach einem Durchbruch in Jørgensens Innern geschrieben ist, fährt er fort damit, von seinem Vater zu erzählen. Wenn der Vater in dieser Zeit niedergeschlagen wirkt, muß Ida mit ihm in eine abgelegene Kammer in der Färberei gehen und singen „Jens var aldrig bange“ („Jens war niemals bange“). Jørgensen vergleicht dieses mit der Reaktion des Vaters als Frederik VII. starb. Damals hatte er gesagt: „Unsere Zeit ist jetzt vorbei, nun müßt Ihr anderen anfassen“. Und dann schreibt der Sohn: „Ist es nicht ein Gift für die Seele, diesen Gedanken einzusaugen? wird die Zeit kommen, da er wachsen wird und sich zur Tat vordrängen wird, sei diese Tat auch nur Rede?“

Wir fassen zusammen, was diese zeitgenössischen Briefe über

Jørgensens Krise 1865 erzählen: in einem Gefühl von Mitschuld identifiziert er sich mit dem dänischen Volk; er fühlt sich indessen nicht als ein passives Mitglied desselben, sondern wird vorwärtsgetrieben von einer Liebe, die durch seine schleswigsche Herkunft verstärkt ist, und er sieht der Zeit entgegen, da „das Gift der Liebe“ sich vordrängen wird zur Tat, „sei diese Tat auch nur Rede“.

Bei dieser Krise stehen wir unzweifelhaft Jørgensens Weihe zu einer Historikertätigkeit gegenüber, obwohl sie ihm nicht vom Himmel zufiel, sondern vorbereitet war von einer ständig deutlicheren Linie in seiner reichen Jugendentwicklung. Die Krise erhebt diese Linie zu einer zentralen Stellung, indem sie seine persönliche Entwicklung zu einem Aneignungsprozeß des Dänentums macht, kulminierend in einer so brennenden Vaterlandsliebe, daß sie die ganze Seele füllt und Erfüllung in Handlung fordert. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Handlung noch im Mai 1865 nur als eine Möglichkeit dargestellt wird.

Die Bedeutung, die das Jahr 1864 für Jørgensens Historikertätigkeit bekam, zeigt sich vielleicht am deutlichsten in einer Aufzeichnung aus dem Jahr 1888, die kaum so stark wie die Neujahrsbetrachtung von 1865 das schicksalsschwere Jahr einseitig in den Vordergrund rückt: „Wie bin ich eigentlich Historiker geworden – wenn man es als gegeben ansehen kann, daß ich es bin? Die rein geschichtliche Antwort ist diese: weil ich 1864 erlebte; weil ich, was mich selbst anbelangt, den Drang hatte eine Revision unserer Vergangenheit vorzunehmen, und weil ich mich dann berufen fühlte, diese für alle meine Landsleute zu wiederholen. Dieses ist die nächstliegende Antwort; aber es kann auch andere ältere Gründe geben, eine tiefere Disposition gerade diesen Weg zu gehen – andere hätten sich ja berufen fühlen können Politiker, Pädagogen usw. zu werden. Solche Gründe lagen wahrscheinlich in meinem Sinn für das Menschliche, sowohl für das einzelne Individuum in seiner besonderen Entwicklung und für das Gemeinschaftsgefühl in uns in allen seinen Formen, von der primitiven Sympathie, die den einen Bettler dazu bringt dem anderen zu helfen, bis zum Zu-

sammengehörigkeitsgefühl der Völker und zu den großen Kulturbewegungen. Meinem Naturell nach mußte die Geschichte als das höchste Ziel für geistige Beschäftigung angesehen werden; mein nüchterner Sinn für die Wirklichkeit mußte mich dazu bringen, sie der Philosophie und anderer Dichtung vorzuziehen, und mein Drang teilzuhaben am höchsten geistigen Leben, mußte mich dazu bringen, sie dem Naturstudium vorzuziehen. Ich muß sagen, daß ich durch meine ganze geistige Jugendentwicklung zur Geschichte hingezogen wurde, aber daß sie möglicherweise von ganz anderer Art geworden sein würde, wenn nicht 1864 dazwischen gekommen wäre. – Aber wie sie geworden sein würde, darüber kann ich in Wirklichkeit keine Meinung haben“.

Hier ist es also nur eine Ausrichtung, die 1864 seinem historischen Interesse gegeben hat, die Ausrichtung und wohl auch die von ihm erwähnte Berufung, vor allen seinen Landsleuten die Ergebnisse der Revision der Vergangenheit, die ihm am Herzen lag, zu wiederholen. Wir sind früher – während seiner religiösen Krise im Jahre 1856 – auf ein Gefühl des Berufenseins bei ihm gestoßen, welches in Verbindung mit einem überwältigenden Produktionsdrang stand. Wenn auch mit diesem verwandt, hat die hier genannte Berufung doch einen anderen Inhalt. Es liegt nicht nur ein Verkündigungsdrang hierin, sondern auch ein Wille, Volkserzieher zu werden. Dieses tritt ganz klar hervor, als er im Januar-Februar 1865 Schleswig bereist, um zusammen mit einem Landsmann eine Unterschriftensammlung in Gang zu setzen. In Kopenhagen mußte Widerstand überwunden werden; er traf auf Verwirrung, kleinliche Parteistreitigkeiten und persönliche Gegensätze in Schleswig. Keiner wußte genauen Bescheid, der eine schob die Verantwortung auf den anderen. Er schreibt hierüber: „In den vielen einsamen Stunden [während der Reise] hatte ich reichlich Gelegenheit gehabt, über all' dieses nachzudenken; es kam mir vor, als seien wir alle miteinander ein Geschlecht von weichen Träumern, ohne Kraft und Mark, und daß es in erster Linie notwendig war, daß wir abgehärtet würden“. Er erinnert sich an eine deutsche Erzählung von einem weichen Land-

grafen, der seine Hofbeamten walten ließ, bis er sich während einer Jagd verirrt und zu einem Schmied kam. Der Schmied hämmerte auf seinem Eisen, so daß die Funken dem Landgrafen um die Ohren flogen, während er ununterbrochen sang: 'werde hart, Landgraf, werde hart wie dieses Eisen'. „Dieses“ – setzt A. D. Jørgensen fort – „wiederholte ich für mich jetzt und in der folgenden Zeit bei vielen Gelegenheiten: Werde hart in Deiner Tätigkeit, hart wie Eisen, fest und ausdauernd“.

Auch dies ist Romantik, gemischt mit viel jugendlicher Unreife. Aber es spiegelt eine Reaktion auf die Niederlage wider, eine tiefe Angst davor, daß er und seine Landsleute der brutalen Wirklichkeit, die der Krieg von 1864 offenbart hatte, nicht gewachsen sein würden.

HISTORISCHES SCHAFFEN

Die historischen Studien, mit denen A. D. Jørgensen im Jahre 1865 begann, sollten nach seinem ursprünglichen Plan in einer großen gesammelten Darstellung der Geschichte des älteren Mittelalters resultieren. Das war zweifelsohne eine große Aufgabe für einen Autodidakten, und vielleicht ließ Jørgensen die angefangene Arbeit mit einem Gefühl, daß er sich übernommen hatte, liegen, als er sich im Jahre 1866 mit der nordischen Mythologie zu beschäftigen begann und die Arbeit an seiner inneren Entwicklung fortsetzte.

Es war Regenburg, der 1868 mit der Anregung kam, die Jørgensens Schriftstellertätigkeit in Gang setzte. Er war Mitglied des Vorstandes des Historischen Vereins in Dänemark, hatte als solcher die Möglichkeit Jørgensen vorwärts zu helfen und schlug ihm vor – auf dem Umweg über C. F. Monrad – die gesammelte Darstellung aufzugeben und mit kleineren Studien anzufangen. Der Vorschlag fiel auf fruchtbaren Boden. Jørgensen sah sofort ein, daß dieser Weg der richtige war, und schon nach wenigen Tagen hatte er 5–6 Probleme skizziert, die er dem erschrockenen Regenburg vorlegte. Die selbständigen Beurteilungen des jungen Mannes, aufgezeichnet ohne gelehrte Noten, wirkten wie Ketzereien auf ihn.

Jørgensen hatte indessen Blut geleckt und war nicht aufzuhalten. Er wandte sich an den Kirchenhistoriker H. F. Rørdam (1830-1913), den fleißigen Redakteur der Kirchengeschichtlichen Sammlungen, der von 1860-64 Pastor in Satrup/Angeln gewesen war, aber zu der Zeit in recht bescheidenen Verhältnissen in Kopenhagen lebte. Diese Anfrage fand höchstens 6 Wochen nach Regenburgs Vorschlag statt; trotzdem brachte Jørgensen eine fertige Abhandlung mit über den Versuch der

Hamburger Erzbischöfe das Primat über die nordische Kirche wiederzuerlangen, ein kirchengeschichtliches Thema aus dem 12. Jahrhundert. Sie wurde angenommen, und knapp einen Monat später wurde noch eine Abhandlung angenommen – über die angebliche Selbständigkeit der schleswigschen Strandfriesen im Mittelalter – dieses Mal von seinem früheren Lehrer und Kollegen aus Flensburg, dem Archäologen Conrad Engelhardt (1825-81) der Nydam und Thorsberg ausgrub, und der Sekretär der Archäologischen Gesellschaft war. Diese Abhandlung wurde Jørgensens Debüt, sie wurde in „Aarbøger for nordisk oldkyndighed“ (Jahrbücher für nordische Altertumskunde) veröffentlicht. Und jetzt ging es Schlag auf Schlag. Im Laufe von 3 Jahren veröffentlichte Jørgensen 20 Abhandlungen von insgesamt annähernd 500 Seiten, ein Zeugnis einer erstaunlichen Produktivität. Einen Teil dieser Abhandlungen sammelte er in einem kleinen Buch, „Bidrag til Nordens historie i middelalderen“ (Beiträge zur nordischen Geschichte des Mittelalters, 1871), das übrigens hauptsächlich Themen aus der Geschichte Dänemarks behandelt.

Einige von A. D. Jørgensens Verfassereigentümlichkeiten treten schon in diesen frühen Arbeiten klar hervor. Ein stilistisches Vorbild meinte er in der Griechischen Geschichte des deutschen Historikers Ernst Curtius (1814-96) gehabt zu haben, einem umfangreichen und außerordentlich gutgeschriebenen Werk, das von einer idealisierenden Bewunderung für die antike Welt getragen ist und wohl gerade deshalb in Jørgensens Geschmack fiel. Es scheinen keine unmittelbar ins Auge fallenden Gleichheitspunkte zwischen Curtius' und Jørgensens Stil zu bestehen. Recht unterschiedlich von der eleganten Ausdrucksweise des deutschen Historikers ist auf jeden Fall Jørgensens schöne, leicht romantisch geprägte Sprache, die keinen Scherz kennt, sondern bestimmt und fest, sowohl die nüchterne Darstellung wie die nahezu pathetischen Zusätze beherrscht, in denen er – gelegentlich mit einem ergreifenden Bild – es liebt, seine mehr persönlichen Betrachtungen und Beurteilungen darzulegen. Ein frisches Naturgefühl schaut hier und da hervor, und in einigen Abhandlungen über die mittelalterlichen



*Kr. Erslev, der die methodische Historikerausbildung
in Dänemark einführte.*

Volkswesen vermag er ihre besondere Stimmung einzufangen. Als ein Beispiel für seinen frühen Stil kann gelten, was er über das mittelalterliche Liebespaar Waldemar und Tove schreibt: „Der Duft des Buchenwaldes und das kecke Treiben der Falkenjagd, des Waldsees Stille und die große königliche Tätig-

keit legen sich wie ein goldener Rahmen um das Bild des niemals gesättigten Verlangens, das jenen siegesfrohen König zu seiner heimlichen Braut führte“.

Auch seine warme Vaterlandsliebe tritt hervor, meistens gedämpft, doch zeitweilig mit einer schrillen Heftigkeit, wie in der Abhandlung über das Dannewerk, die mit einer kurzen Übersicht über dessen Bedeutung als Wehr und Grenzscheide eingeleitet wird, wonach er fortsetzt: „Trotzdem wurde es ebensooft zerstört, wie es aufgebaut wurde; die Sachsen brannten es nieder, die Wenden zertrampelten es, und das Mischvolk aus beiden, das die Treulosigkeit der letzteren zugleich mit der rohen Gewalt der ersteren geerbt hat, entriß es uns in unseren Tagen“.

Das Bemerkenswerteste sind jedoch die quellenkritischen Beobachtungen, die man hin und wieder in diesen Abhandlungen findet, und die – wenngleich sie noch nicht konsequent durchgeführt werden – den Durchbruch in der dänischen Geschichtsschreibung verkünden, der 1887 seine Form erhielt, als Kr. Erslev (1852-1930) begann, Seminare in historischer Forschung für die Geschichtsstudierenden an der Kopenhagener Universität abzuhalten. Zwei Außenseiter, A. D. Jørgensen und der Jurist C. E. F. Reinhardt (1829-96), waren die ersten hier im Lande, die eine Quellenkritik einführten, welche sich nicht damit begnügte gegenüber einigen besonders schwierigen Problemen einzusetzen, die die Scharfsinnigkeit des Forschers herausforderten, sondern die sich kritisch gegenüber der Überlieferung im allgemeinen verhielten, indem sie jeden historischen Zeugen fragten, woher dieser sein Wissen habe, und ob man sich darauf verlassen könne. Dieses scheinbar einfache Verfahren, das schnell die Geschichtsschreibung erneuern und eine Umbewertung unzähliger Punkte in der Geschichte Dänemarks hervorrufen sollte, war in Deutschland schon längst zu großer Vollkommenheit gebracht worden, aber der dänisch-deutsche Gegensatz hatte die dänische Geschichtswissenschaft davon abgehalten, Nutzen daraus zu ziehen. Bei der jüngeren dänischen Historikergeneration lag dieses doch sozusagen in der Luft. Jørgensen lehrt sich diese Methode auf eigene Faust

durch das Studium deutscher Verfasser, aber es scheint nicht als habe er diese aus erster Hand erhalten, d. h. von der Ranke-schen Schule, die sie eben entwickelt hatte. Die überaus scharfe und beißende Dissertation, *Undersøgelse til nordisk Old-historie* (Untersuchungen zur nordischen Altertumsgeschichte), mit der der Sprachforscher Edwin Jessen (1833-1921) 1862 Aufsehen erregt hatte, soll ihm den ersten Anstoß gegeben haben, die neue Methode zu verstehen. Außerdem hat er mit besonderer Freude den Lüneburger Historiker A. C. Wedekind studiert, der 1823-36 in einem gelehrten, aber etwas konfusen dreibändigen Werk *Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters* herausgegeben hatte. Wedekind tritt dafür ein, das kritische Verfahren der klassischen Philologie auf die mittelalterliche Geschichte zu übertragen und versucht, sein Programm in einer langen Reihe kleiner, aphorismenartiger Abhandlungen durchzuführen, die an verschiedene kurze mittelalterliche Texte geknüpft sind. Es ist möglich, daß Jørgensen zu einem frühen Zeitpunkt Ausbeute davon gehabt haben kann, auf die vielen Fallen aufmerksam gemacht worden zu sein, die sich in alten Texten verbergen, und daß er hier gelernt hat, einen Text sorgfältig zu lesen, aber nach diesem veralteten Buch muß er sehr viel neuere Fachliteratur und wohl besonders die großen deutschen Textausgaben studiert haben, um sich zu ertüchtigen. Mit Sicherheit kann gesagt werden, daß ein anderer älterer deutscher Historiker Carl v. Rotteck, dessen *Allgemeine Weltgeschichte* Jørgensen 1858 las, ihn nicht Quellenkritik hat lehren können, obwohl dieser mit seiner Verherrlichung von Freiheit und konstitutioneller Monarchie seine Geschichtsanschauung beeinflußt haben kann. Übrigens wandte Jørgensen keinesfalls konsequent die quellenkritische Methode an. Ein einzelner Zug zeigt das. Als er in der *Danneverkab-handlung* die Erzählung von der Königin Tyra als der Schöpferin des Dannewerks erhärten will, geschieht das u. a. mit einer gewagten Folgerung nach dem Rezept: wenn Saxo „die richtige Königsreihe bis zu Gorm überliefert hat“, muß man annehmen, daß er auch über Tyras Tat Bescheid weiß. Es war wohl mit Hinblick auf solche Neigungen, daß sein späterer

Mitarbeiter im dänischen Reichsarchiv C. F. Bricka (1845-1903) zu dieser Zeit dem Historiker J. A. Fridericia (1849-1912) gegenüber bemerkte, daß Jørgensen „sich kühn in die unendliche Wüste der Vermutungen begibt, wo die Fata Morgana des Selbstbetrugs den Suchenden weiter und weiter lockt, bis er im Sand begraben wird“.

Nach dieser gewaltigen Produktivität im Kielwasser seines Debuts als historischer Verfasser folgte eine Pause, bevor Jørgensen wieder eine historische Arbeit begann, die dieses Mal die älteste Kirchenverfassung des Nordens betraf. Die Pause war teils dadurch veranlaßt, daß er für eine vakante historische Professur in Frage gekommen war und sich auf einen Wettbewerb vorbereitete. Mit der Zeit würde er sich zweifelsohne als Professor bewährt haben, obwohl er sich späterhin darüber freute, daß er nicht an die Universität kam. Nach seiner Meinung würde die Lehrtätigkeit und die Frage des Geschichtsunterrichts im ganzen Land ihn sehr beschäftigt haben. Nach der Enttäuschung wegen der Professur, die ohne Konkurrenz besetzt wurde, versuchte er eine von „Videnskabernes Selskab“ (Akademie der Wissenschaften) gestellte Preisaufgabe über Pytheas' (ca. 300 v. Chr.) fragmentarischen Bericht über seine Reise nach dem Norden zu beantworten. Die Beantwortung wurde abgeliefert, wurde jedoch verworfen. Die Lösung der Aufgabe setzte astronomische und geographische Literaturkenntnisse voraus, die er kaum besaß. Da lag das kirchenhistorische Werk ganz anders im Zentrum von Jørgensens Interessen, und im Laufe von drei Jahren – 1873-76 – nahm die Arbeit damit ihn völlig gefangen. Das umfangreiche Werk, „Den nordiske kirkes grundlæggelse og første udvikling“ (Die Gründung und erste Entwicklung der nordischen Kirche) erschien heftweise in den Jahren 1874-78.

Dieses, sein erstes zusammenhängendes Buch, widmete er seinem Vater, „weil er mich dänisch erzogen hat, mein Interesse für Geschichte geweckt hat und mir eine in seltenem Maße freie und sorglose Entfaltung ermöglichte“. Das Widmungsblatt des Buches enthielt außerdem ein Zitat aus dem Buch: „Ein Volk

kann alt werden, aber es altert nicht, solange es seinen Platz in der Entwicklung der Welt behauptet, und *es kann nicht sterben, solange es sich selber treu bleibt*“. Dieses Motto war nicht nur ein wichtiges Glied in seiner Geschichtsauffassung, sondern sollte auch das Buch als ein Zeugnis des Dänentums der Schleswiger und der Lebenstüchtigkeit des Dänentums unter ihnen hervortreten lassen.

Das Buch erstreckt sich von der Zeit Gregor des Großen (ca. 540-604) bis zur Schlacht bei Fodvig in Schonen (1134), und die tragende Idee ist die Auffassung von der „Kirche“ als einer sowohl universellen als auch nationalen Einrichtung. Nach Jørgensens Auffassung zeigen die nationalen Kirchen auf der einen Seite „eine Volkseigentümlichkeit, eine besondere Aneignungsweise und eine besondere Entwicklung des Empfangenen, auf der anderen Seite dagegen offenbaren sie sowohl das Gemeinsame, das seiner Natur nach untrennbar von allem Christentum ist, und das Besondere der Zeiten, welches die Kirche in den verschiedenen Altern geformt hat“. Aus dieser Perspektive heraus fragt Jørgensen, in wie weit von einer nordischen Kirche als einer gesammelten Ganzheit die Rede sein kann, eine Frage, die er bejahend beantwortet, indem „die Mannigfaltigkeit als solche die Einheit und die Ganzheit beweist“. Die Mannigfaltigkeit und die Gegensätze, die die nordische Kirchengeschichte in dem betreffenden Zeitraum zeigen, sind nämlich entstanden aus „dem gemeinsamen Freiheitsgrund, auf dem das Kirchenwesen des ganzen Nordens emporwuchs, diesem Selbstbestimmungsrecht der Völker, welches sie empfangen und werfen, beeinflussen aber nicht drängen, und schon gar nicht zwingen ließ durch die Gedanken und Lebensgewohnheiten anderer.“ Sowohl der eigentümliche Volkscharakter als auch die verschiedene politische Entwicklung brachten „unsere Väter“ auf allerlei abweichende Wege, die sich ebensowenig wiederholen wie das „frische natürliche Leben“, aber trotz aller Abweichungen ist es doch das Gleiche, was in den nordischen Ländern geschieht, „das ist etwas von dem Aufmunterndsten bei der Betrachtung jener Jahrhunderte, daß das Gleiche auf so verschiedenartige Weise vor sich geht, daß die Einheit und

die Ganzheit sich ständig verbergen, um für beständig wieder zu erscheinen“. In dieser Einheit und in dieser reichen Mannigfaltigkeit liegt also die Schönheit und Stärke der nordischen Kirche.

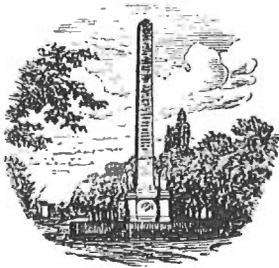
Diese kühne Anschauungsweise ist in ebenso hohem Grad eine Folge von A. D. Jørgensens Geschichtsauffassung als die starke Unterstreichung von Roms Bedeutung als Kulturträger der damaligen Zeit, „denn es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß die Gründung der Kirche gleichfalls der Sieg der Weltkultur über die nationale Barbarei ist“. Es sind diese Auffassungen, die im Motto des Buches ausgedrückt werden: indem die nordischen Länder die Kirche anerkannten, kamen sie mit hinein in die Weltentwicklung und gewannen erneute Kraft sich zu behaupten; indem sie es in Treue zu sich selbst taten, bewahrten sie den Zusammenhang mit ihrer Vergangenheit, ihre Identität und ihre fundamentale Einheit.

Obwohl der weite Horizont des Themas in hohem Maße A. D. Jørgensens geistesgeschichtlichen Neigungen entgegenkam, und er drei Jahre lang nicht an sehr viel anderes dachte, als was in Verbindung damit stand oder gebracht werden konnte, kühlte sein Interesse ab, als er sich dem Abschluß näherte. Als er im Februar 1876 das Manuskript beendet hatte, fühlte er, daß die ursprünglich geplante Fortsetzung über Absalons Zeit unmöglich sein würde, „und daß das ältere Mittelalter nun, nach so langer Zeit der Beschäftigung damit, für meine eigene geistige Entwicklung gleichsam ausgeleert war“. Wohl kam er in den folgenden Jahren gelegentlich auf mittelalterliche Themen zurück, aber sie waren nicht von wesentlicher Bedeutung für ihn.

Es folgten ein paar Monate, in denen er sich in den deutschen Klassiker Wieland (1733-1813) vertiefte, den einzigen der großen deutschen Dichter, den er noch nicht gelesen hatte. Besonders gefangen nahmen ihn die philosophischen Romane, die an seinen Traum von des griechischen Lebens „eigentümlichem Zauber“ . . . rührten, „ . . . der stillen sorglosen Hingabe an eine Lebensführung ohne angestrengte Gemeinschaftsaufgaben: zu

Fyrrethve Fortællinger
af
Hædrelandets Historie.

af
A. D. Jørgensen.



Med 5 hentygte Kort og 55 Billeder.

Ved Udvalget for Folkeoplysnings Fremme.

Kjøbenhavn.
I Kommission hos G. E. C. Gad.
Hoffensberg & Traps Ustab.
1882.

Titelblatt der Vierzig Erzählungen.

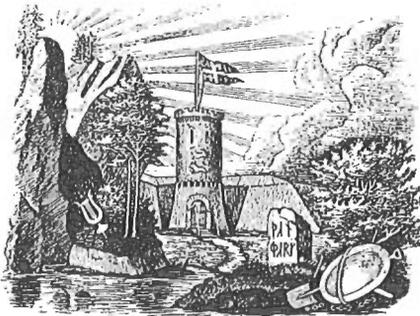
Sokrates Füßen zu sitzen und alt zu werden“. Mit einem Seufzer riß er sich hiervon los und nahm den Plan einer Geschichte Schleswigs wieder auf, vorläufig in Form von 5-6 Schriften, die seine Landsleute in Nordschleswig aufmuntern und deutschen Behauptungen über die Sonderstellung des Herzogtums entgegenwirken sollten. Das kleine Buch „Sønderjyderne i den danske hær“ (Schleswiger im dänischen Heer, 1876), welches deutsche Behauptungen, daß der Waffenruhm der Schleswiger erst mit dem französisch/preußischen Krieg 1870-71 begann, widerlegen sollte, war – abgesehen von Abhandlungen – das einzige Ergebnis. Danach begann er mit einem umfassenden Quellenstudium für eine Geschichte Schleswigs, das doch wieder von kleineren Arbeiten unterbrochen wurde, bis er im Frühjahr 1878 erneut beschloß, eine Geschichte Schleswigs schreiben zu wollen. Dieses Mal sollte es eine doppelte sein, ein größeres wissenschaftliches Werk und eine kurzgefaßte volkstümliche Darstellung.

Die große Geschichte Schleswigs wurde niemals beendet, aber mehrere Jahre lang beschäftigte Jørgensen sich intensiv mit dem Stoff, und das gewonnene Material wurde die feste Grundlage, auf der er sich später bewegte, obwohl es ungedruckt liegen blieb, weil er es nicht für ausreichend durchgearbeitet ansah. Dagegen erschien die volkstümliche Darstellung, wenn auch in einer anderen Form, als es ursprünglich geplant war.

Es war die Notwendigkeit, den Schleswigern eine Geschichte Dänemarks zu schaffen, die Jørgensens Volksbuch „Fyrretyve Fortællinger af Fædrelandets Historie“ (Vierzig Erzählungen aus der Geschichte des Vaterlandes, 1882) entstehen ließ. In Nordschleswig drang die deutsche Sprache in den Schulen vor, und gleichzeitig hiermit wurde eine energische Arbeit geleistet, um die Schleswiger ihre Vergangenheit vergessen zu lassen. In einer anonymen Artikelserie im Jahre 1879 stellt Jørgensen die nationale Stellung in Nordschleswig klar und charakterisiert das Auftreten der Preußen mit folgenden Worten: „Es gilt ja die Saiten zum Schweigen zu bringen, die in eines jeden Mannes Herzen schwingen, alle Erinnerungen zu versenken, alles was diese Menschen an ihr Vaterland gebunden

Dannevirke.

Forsendes, isølge
Kongelig allernaadigst
Tilladelse, med
Brevposten i begge
Hertugdømmene, i
Kongeriget med Val-
leposten, og bestiltes
paa alle offentlige
Postcontoirer i hies
Riget.



Prisen er 26 S. Cour.
eller 8 Rtblr. Gld.
in loco, igjennem Post-
contoirerne i Hertug-
dømmene 20 S. eller
4 Rtblr. Gld., og i
Kongeriget igjennem
disse, 2 Rtblr. Gld. for
hvert Hertugdømme.

Et Ugeblad for Hertugdømmet Slesvig.

Nr 34.

Den 7 Februar

1839.

Kopf des Wochenblattes Dannevirke 7. Febr. 1839.

hat, alles zu dem sie mit Stolz und Selbstgefühl aufgesehen haben, alles was über ihr Dasein etwas Idealitet geworfen hat und ihrem Leben einen höheren Wert gegeben hat – das alles in einem ewigen Vergessen zu versenken und sie dazu zu bringen fremde Götter zu verehren!“ Diese Politik versuchte man auf vielen Gebieten zu fördern, aber besonders schlimm war es mit dem Geschichtsunterricht der Schulen. Die preußischen Lehrbücher behandelten die Vergangenheit mit einer erstaunlichen Dreistigkeit, verschwiegen die Zugehörigkeit Schlesiens zu Dänemark in der Zeit bis 1864, und während sie Dänemark geringschätzig und bagatellisierend erwähnten, stellten sie Preußen als ein Werkzeug der Vorsehung dar, dazu bestimmt Deutschland wiederaufzurichten und es herrlichen Zeiten entgegenzuführen.

Hier gegenüber galt es einzusetzen. Ein wichtiges Glied in dem geistigen Widerstandskampf, der nun in Nordschleswig Form annahm, war die Bildung von „Foreningen til det danske

Sprogs Bevarelse i Nordslesvig“ (Verein zur Erhaltung der dänischen Sprache in Nordschleswig, 1880) kurz „Sprogforeningen“ (Sprachverein) genannt. Dadurch nahm die nordschleswigsche Bevölkerung die Organisation einer weitverzweigten Kulturarbeit in ihre eigene Hand. Er gab die Möglichkeit für eine wirkungsvolle Verbreitung von dänischen Büchern, und das Zustandekommen einer Geschichte Dänemarks, die geeignet war, die Familien in ihrem Kampf gegen die deutsche Beeinflussung der Schulen zu stützen, wurde eine Notwendigkeit. Der Gründer der Carlsbergbrauereien, Brauer J. C. Jacobsen (1811-87), der ein lebhaftes Interesse dafür hegte, den Sinn des Volkes für die Geschichte des Vaterlandes zu wecken, übernahm es, die Herausgabe einer leicht lesbaren, kurzen und billigen Darstellung der Geschichte Dänemarks zu unterstützen, und man bezeichnete ihm gegenüber Jørgensen als den geeigneten Mann eine solche zu schreiben. Jørgensen nahm den Plan mit Freuden auf, und das Buch konnte 1882 in 15.000 Exemplaren herauskommen, von denen Brauer Jacobsen 10.000 dem Sprogforening zur Verteilung in Schleswig schenkte. Es wurde herausgegeben von Udvalget for Folkeoplysningens Fremme (Ausschuß für die Förderung der Volksaufklärung), um es den deutschen Behörden gegenüber so harmlos wie möglich erscheinen zu lassen. Bis zur Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark im Jahre 1920 erschien es in 6 Auflagen mit insgesamt 46.000 Exemplaren.

Wie der Titel des Buches mit der willkürlichen Anzahl Erzählungen angibt, ist keine erschöpfende und zusammenhängende Geschichte Dänemarks beabsichtigt. Es sollte nur eine Reihe von Erzählungen sein, die einem breiten Leserkreis etwas bedeuten konnte. Das Gewicht war auf der einen Seite darauf gelegt, das geschichtliche Verhältnis zu Deutschland zu klären, „während man auf der anderen Seite versucht hat, alles das hervorzuziehen, was Licht über unsere volkstümliche Eigenart und ihre reichen Leistungen, sowohl als ihre weniger lichten Seiten und oft schwierigen Verhältnisse werfen konnte“. Das in seiner Ganzheit keinesfalls leicht lesbare Buch wurde ein Volksbuch in Nordschleswig, seine verinnerlichte Wärme und seine

tiefe Überzeugung von der Stärke des dänischen Volkstums bedeutete nicht wenig für die Schleswiger während der Fremdherrschaft. Noch heute kann man von seiner Begeisterung angesteckt werden. Sie findet ihren schönsten Ausdruck in einer Schilderung vom Erscheinen der schleswigschen Presse, die Ende der 1830er Jahre Schlesiws Erwachen ankündigte: „Die Versuchung liegt nahe, 'Danevirke' von Nummer zu Nummer zu folgen; es ist, als folge man einer Schar junger Streiter, die singend in den Kampf ziehen, oder als wandere man zu früher Morgenstunde in einem Wald, wenn die Vögel einer nach dem anderen erwachen, und keine menschliche Macht sie zum Schweigen zu bringen vermag, weil ihre Stunde gekommen ist. Man kann diese Blätter von Seite zu Seite lesen ohne zu ermüden, vorausgesetzt, daß man ein Ohr für das Reichste und Beste hat, was einem Volk widerfahren kann: zu erwachen nach dem Schlaf vieler Generationen und sich selbst, die Gedanken seiner Vergangenheit und die Ziele seiner Zukunft wiederzufinden“. Er sucht jedoch seine besonderen Landsleute nicht nur durch die siegessichere Begeisterung zu stärken, die in dem Bild von den Vögeln, die keine menschliche Macht zum Schweigen zu bringen vermag, durchbricht. Bei der Erwähnung des schleswigschen Kirchenlieddichters H. A. Brorson (1694-1764) schlägt er eine tiefere Saite an, wenn er auf den wehmütigen Ton aufmerksam macht, der in Brorsons späterer Dichtung erscheint, womit er in einem merkwürdigen Grad ein Ausdruck dafür geworden ist, „was seit langem auf dem Grund des dänischen Volkslebens in Schleswig gelegen hat; kein anderer hat wie er mit wenigen Worten und treffenden Bildern die Trauer der Wartezeit, den Kampf der Hoffnung wider die Hoffnung und die stille, nie verstummende Gewißheit eines endlichen Sieges wiederzugeben vermocht. Wer kennt nicht den wunderbar wehmütigen und doch zuversichtlichen Choral:

„Länger die Tage,
strenger der Winter,
strenger der Winter,
und das ist hart.“

Es ist eigenartig zu sehen, wie Jørgensen, der ja doch religiöse Probleme sehr ernst nahm, eines unserer schönsten Kirchenlieder in der nationalen Auslegung gebraucht, die man auch aus der Besatzungszeit während des letzten Weltkrieges kennt. Er konnte sich allerdings auf die Anwendung stützen, die das Lied im Schleswigschen bekam, aber es ist doch ein Sprung von einer Volksstimmung, die nicht wählerisch mit den Mitteln ist, die ihr Auslösung verschaffen, bis zur bewußten Anwendung des Chorals durch einen einzelnen in einer nationalen Problemstellung. Das zeigt vielleicht mehr als vieles andere, wie tief die Leiden der Schleswiger ihm ins Herz schnitten, und wie fest verankert die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft für seine Heimat in seinem Gemüt war.

Die Neuordnung des Archivwesens in den 80er Jahren legte in hohem Grade Beschlag auf Jørgensens Arbeitskraft, deshalb ist er in diesem Zeitraum nicht so produktiv wie in dem vergangenen und dem folgenden Jahrzehnt. Ein Teil der 115 Biographien, die er für Brickas Dansk biografisk Leksikon schrieb, fallen jedoch in diese Zeit. Es erschien auch eine amtliche Publikation: Udsigt over de danske rigsarkivers historie (Ausblick über die Geschichte der dänischen Reichsarchive, 1884) und die vier Biographien Georg Zoëga (1881), Niels Stensen (1884), Hans Adolf Brorson (1887) und Johannes Ewald (1888), die drei letzten sind jedoch Bearbeitungen von Material, das er lange vor den 80er Jahren gesammelt hatte. Auf den genialen Stensen (1638–86), ebenso hervorragend als Anatom wie als Geologe und religiöse Persönlichkeit, war er zufällig 1877 bei einem Fund im Archiv gestoßen, sein wechselvolles Schicksal und seine reiche Entwicklung nahmen Jørgensens Interesse gefangen; er lernte Holländisch und Italienisch, um Stensens Weg verfolgen zu können, und er hat ohne Zweifel auch Nutzen von den naturwissenschaftlichen Studien gehabt, die er in seinen ersten Kopenhagener Jahren trieb. Die Brorson-Biographie ist mit einigen Änderungen ein Neudruck einer Artikelserie, die 1885 in dem von C. F. Monrad redigierten Nordslesvigsk Søndagsblad gestanden hatte. Auf Grund eines Konflikts zwischen

Monrad und Jørgensen hatte das Manuskript zehn Jahre gelegen, ehe es herauskam. Die Biographie ist nicht so sehr ein Glied in Jørgensens Bestrebungen, das Dänentum in Nord-schleswig zu stärken, sondern in seinen Versuchen, sich die Entwicklung des dänischen Geisteslebens klarzumachen. Brorson wird als ein Vorläufer von Ewald verstanden, „sie hatten eine gemeinsame Aufgabe: eine gewaltige Geistesentwicklung von unseren südlichen Verwandten zu überführen, nicht in un-freier Nachahmung, sondern so, daß der nationale Geist seiner Wiedergeburt entgegengebracht wurde“. Hierbei nahmen sie eine ganz andere Rolle ein als Ludvig Holberg, der „auf dem mechanischen Weg“ die Entwicklung fördern wollte. „Alles zu prüfen und das Beste zu behalten, war für ihn eine goldene Lebensregel; aber er sah nicht, daß jeder *sein* 'Bestes' hat, und daß nur der, der etwas aus ganzem Vermögen will, die Befugnis hat, zu wählen und zu verwerfen nachdem er geprüft hat.“ Holberg war von den großen Kulturländern im Westen einge-nommen, achtete Deutschland jedoch gering, was mit „seiner starken Begrenzung im Blick für das Geistesleben im allge-meinen“ zusammenhing. Diese Begrenzung hinderte ihn daran, in Deutschlands bunter Vergangenheit und Gesellschaftsord-nung „den reichen Volksgeist“ zu entdecken, „der sich im Laufe der Zeit in den verschiedenen Gegenden so verschieden geformt hatte und nun unter der Anhäufung all dieser Formen litt, ohne sie bewältigen und nach dem Bedarf der Zeit umfor-men zu können“. Außerdem fehlte Holberg der Sinn für die religiöse Dichtung. „Es war deshalb ein unschätzbares Glück für die Entwicklung des Geisteslebens in Dänemark, daß weder Holberg noch der deutsche Einfluß allein kamen, sondern daß sie beinahe gleichzeitig auftraten; das wurde die Grundbe-dingung für unsere volkliche Selbständigkeit in der neueren Zeit. Ohne Holberg würde das 18. Jahrhundert wie das 16. ge-worden sein, ein matterer Widerklang von dem, was sich in Deutschland rührte, mit Holberg allein wäre unser Leben hin-gewelkt in einer unfruchtbaren Selbstironie und einem philister-haften Schrecken davor zu denken, zu fühlen oder etwas ganz zu sein. Die zwei Generationen von Holbergs Auftreten bis zu

Ewalds Tod werden von diesem Gegensatz ausgefüllt, dessen genialste Schöpfungen Holbergs Komödien und Ewalds Lyrik sind. Holberg hat seinen Nachfolger in Johan Herman Wessel, Ewald hat seinen Vorläufer in Hans Adolf Brorson.“

Die Ewald-Biographie entstand im wesentlichen in dem innerpolitisch unruhigen Jahr 1885, aber selbstverständlich kam die jahrelange Beschäftigung Jørgensens mit dem Dichter ihm zu gute. Es lag ihm sehr am Herzen *der* Ewald-Auffassung gegenüber, die den Dichter als einen schwachen Anlauf, einen verkommenen Torso sah – mit dessen unglücklichem Schicksal er selbst sich seinerzeit identifiziert hatte –, das „wirkliche“ Bild von ihm hervorzuheben. „Reich und tief in seinen Anlagen wie wenige oder kein anderer in unserer Literatur, war Ewald zugleich eine unruhige, ja unbändige Natur, stark in seinem Verlangen wie in seinen Gedanken, ein Spielball seiner Eingebungen und Leidenschaften, seiner Phantasien und Dichtervisionen, bis er langsam lernte sie zu beherrschen und ihnen den mächtigen Ausdruck in der Kunst des Wortes zu geben, die ihn ebenbürtig neben Holberg und Oehlenschläger stellt. Es ist dieses Bild, das in seiner geschichtlichen Wirklichkeit und Wahrheit wieder ins Leben gerufen werden muß, denn nur dadurch kann der seltene Dichter zu seinem Recht kommen.“

Die Entstehung der Zoëga-Biographie ist ebenso wie das Buch über Stensen, einem Zufall zu verdanken. 1879 entdeckte Jørgensen, daß er mütterlicherseits mit diesem merkwürdigen Forscher verwandt war, und bald war er vertieft in dessen ägyptische und antike Studien. Die Stärke des Buches liegt jedoch im biographischen Stoff. Selbst Jørgensens Arbeitsfähigkeit vermochte nicht mit Zoëgas weitverzweigter Verfasserschaft fertig zu werden. Ursprünglich hätten dieses Buch und die Stensen-Biographie eine Einheit bilden sollen, aber verschiedene Umstände bewirkten ihr getrenntes Erscheinen.

Eine Biographie ganz anderer Art ist Jørgensens zweibändiges Werk über Peder Schumacher Griffenfeld, den führenden Staatsmann des frühen Absolutismus, das 1893-94 erschien. Es war wieder ein zufälliger Fund, der den Anstoß zu jahrelangen



A. F. Krieger. Fotografie aus den 1870er Jahren.

Untersuchungen gab, aber es bestand auch ein besonderer persönlicher Hintergrund in Jørgensens Verhältnis zu dem nationalliberalen Politiker A. F. Krieger (1817–93), der u. a. in Verbindung mit dem Krieg 1864 eine zentrale Rolle in der dänischen Politik gespielt hatte; er war einer der Unterhändler Dänemarks bei der Londoner Konferenz gewesen. Jørgensen

hatte schon 1869 die Bekanntschaft von Krieger gemacht, der damals Vorsitzender des Historischen Vereins war, welcher den jungen Schleswiger dazu aufgefordert hatte, die von deutscher Seite erschienenen Beiträge zur nordischen Geschichte zu besprechen. Im Jahre danach scheint Krieger sich für Jørgensen als Professorkandidaten interessiert zu haben, aber als es 1871 ernst wurde, rief er Jørgensen zu sich und erklärte ihm „in unnötig kräftigen Worten“, daß es hieße die Universität zum Narren zu halten, wenn man Professor sein wolle ohne das Abitur zu haben. Später war Jørgensen gelegentlich zu Gast bei Krieger, und 1880 gehörte dieser zu den Männern, die Brauer Jacobsen auf Jørgensen als den geeigneten Mann, eine volkstümliche Vaterlandsgeschichte zu schreiben, aufmerksam machten. Einige Jahre vorher hatte Krieger, der der großen Schauspielerin Johanne Luise Heiberg (1812-90) nahestand, Jørgensen gebeten, ihre Pflögetöchter in der nordischen Geschichte zu unterrichten. Dieses führte zu einem nahen persönlichen Kontakt mit Krieger und mit Frau Heiberg, deren Erinnerungen Jørgensen 1891-92 herausgab. Die „Fyrretyve Fortællinger“ vertieften das Verhältnis zwischen Krieger und Jørgensen weiter. Der junge Historiker legte seine Erzählungen über die neuere Geschichte einem Politiker vor, der entscheidend an dieser teilgenommen hatte. Es war Krieger „in hohem Maße darum zu tun, die Tradition dieser Zeiten festzuhalten, da er selbst nicht darüber schreiben konnte, und ich erhielt auf diese Weise im Laufe der Jahre einen Reichtum an Erinnerungen und Eindrücken von dem öffentlichen und politischen Leben, von denen nur er mit seiner großen Intelligenz und seinem unvergleichlichen Gedächtnis Kenntnis besaß. In den Gesprächen, die sich hierbei entwickelten, erhielt ich nach und nach ein unmitttelbares Verständnis für Verhältnisse und Personen aus der Zeit Frederik VII., die kein Studium von Büchern und Briefen mir hätte geben können“. Diese Zusammenarbeit führte nicht nur zu einer vertrauten Freundschaft mit Krieger, der ihm seine Tagebücher zur Durchsicht und zum Vorlesen gab, sondern machte auch Jørgensen aufmerksam auf „die große Begrenzung in Kriegers Fähigkeiten und Gesichtskreis, seinen Aberglauben

an die Macht der Intelligenz, seinen Mangel an Gefühl für die unmittelbaren Lebensformen und die vielseitigen oft halb verborgenen Wurzeln der Persönlichkeit“. Am deutlichsten kommt diese Kritik, die bei Jørgensen Seite um Seite mit der Ehrerbietung für Kriegers Charakter und Vaterlandsliebe ging, zum Ausdruck in einer Tagebuchnotiz vom 4. November 1885, zwei Wochen nach dem Attentat auf den konservativen Conseilspräsidenten Estrup, das den Anlaß zur Auflösung des Reichstages und zum Erlaß einiger vorläufiger Gesetze u. a. dem Gendarmgesetz gab: „Vergangenen Montag (2. November) nach dem Attentat fand er es in höchstem Grad 'interessant' jetzt zu sehen, wie es sich mit den vorläufigen Gesetzen entwickeln würde, die er für notorische Staatsstreiche ansah, sofern sie nach der endgültigen Auflösung des Reichstages aufrechterhalten würden. Es würde seiner Meinung nach unmöglich sein, sich jemals ganz von der Verfassung zu entfernen; man würde immer wieder ins Unendliche wanken und voreingenommen sein und zurückweichen und vorwärtsgetrieben werden. Das ist 'interessant'. Ja, diese Betrachtung als solche ist auch interessant für mich – als Beitrag zur Geschichte der Zeit, die 1864 in London abgeschlossen wurde.“

Diese Kritik an den Nationalliberalen wurde bald eine treibende Kraft in Jørgensens Beschäftigung mit Griffenfeld, bei dem er eine merkwürdige Verwandtschaft mit diesen zu entdecken meinte, „besonders seine Ähnlichkeit mit Krieger in der Richtung und dem Umfang der Begabung“. Die Arbeit an dem Buch wurde dadurch „auf eine gewisse Weise eine Vorstudie zur Geschichte der neueren Zeit und trug nicht wenig dazu bei, mich ganz von den Ansichten zu emanzipieren, an die Krieger mich im Laufe der Jahre gewöhnt hatte. Das Buch erschien in zwei Bänden, sehr kurz nach seinem Tod, – glücklicherweise, kann ich hinzufügen.“

Es war ohne Zweifel ein „Glück“, daß der betagte national-liberale Politiker dieses Buch nicht mehr gelesen hat, das den biographischen Rahmen sprengte und zu einem gewichtigen Stück dänischer Geschichte um die Zeit der Einführung des Absolutismus in Dänemark wurde, aber gleichzeitig eine harte

Auseinandersetzung mit den Nationalliberalen war, kulminierend in dem Urteil, das Jørgensen über Griffenfelds Anteil an der Gestaltung des beginnenden Absolutismus fällt: „Es war das Schicksal unseres Vaterlandes, daß den Männern, die an den großen Wendepunkten an der Spitze der Regierung standen, wie hervorragend sie auch sonst gewesen sein mögen, tieferer geschichtlicher Sinn fehlte. So ging es bei der Vereinigung der nordischen Reiche unter einen König, so ging es bei der Einführung der Reformation und des Absolutismus, und so ist es wieder in unseren Tagen gegangen. Männer mit großen Fähigkeiten und einer reichen Bildung, mit den edelsten Vorsätzen und einer lebenden Vaterlandsliebe, – aber ohne Blick für das Recht des Bestehenden und die Forderungen der natürlichen Entwicklung. Deshalb alle diese Schiffbrüche der Ideen und Personen!

Was die Männer von 1848 für unsere Zeit gewesen sind, das war Griffenfeld für die Kindheit des Absolutismus. Er fand den Absolutismus als eine Tatsache vor, aber eine Tatsache von gleicher Art wie die englische Republik unter Cromwell, der schwedische Absolutismus unter Karl XI. Er machte es sich zu seiner Aufgabe, diese Staatsordnung zu befestigen, sie in ihren Konsequenzen durchzuführen und sie zu systematisieren. Keiner anderer hat in gleichem Maße wie er seinen historischen Namen an diese Tätigkeit geknüpft; es ist seine Ehre, daß er all seine Fähigkeiten für dieses Ziel einsetzte, und daß er es so vollkommen erreichte. Aber untrennbar davon ist auch die große Verantwortung für das, was wir bei diesem völligen Bruch mit der Vergangenheit verloren haben, diese Selbstaufgabe des Volkes für alle Zukunft. Viele Gründe hatten dazu beigetragen, daß die Diktatur eine Zeitlang König Frederik III. und seinen Männern zufiel; aber diese Entmündigung für immer, diese Lähmung im ganzen Volkskörper durch Generationen war ein Geschehen, das hätte vermieden werden können, und das wahrscheinlich vermieden worden wäre, wenn dieser eine Mann größeren Respekt vor den Traditionen seines Landes, weniger Vertrauen zu seinen eigenen Doktrinen gehabt hätte.“

Als das Werk über Griffenfeld erschien, hatte Jørgensen schon längst mit der Arbeit an seinem letzten großen Werk begonnen, der Schilderung des Zeitraumes 1814-64 im 6. Band von „Danmarks Riges Historie“, dem monumentalen Sammelwerk, in welchem ein ansehnliches Aufgebot von hervorragenden Historikern zusammenarbeitete, um eine Geschichte Dänemarks in allgemeinverständlicher Form vorzulegen. Jørgensen hatte diese Aufgabe nur mit geringer Lust übernommen, hart genötigt vom Verleger Gustav Philipsen. Es hat vermutlich Jørgensen weder behagt im gleichen Werk wie sein bitterer Feind Joh. Steenstrup (1844-1935) auftreten zu sollen, noch daß das Werk in einem radikalen Verlag herausgegeben werden sollte. Er wurde doch bald von seiner Arbeit vollständig gefangengenommen und sah sie jetzt als eine persönliche Berufung an. Es kam ihm vor, als sei er langsam gerade für diese Arbeit gereift: „völlig und aus erster Hand zu erzählen, was unsere Väter und wir selbst erlebt haben. Wie wunderbar bin ich nicht ausgerüstet gerade für diese Aufgabe, durch meine Herkunft, meine Erlebnisse, meine Kenntnis längst vergangener Verhältnisse, meine tiefe Sympathie für das deutsche Geistesleben nicht weniger als für die nationale dänische Bewegung in unserem Jahrhundert – und schließlich meinen einzigartigen Zugang zu den Quellen, meiner Teilhaftigkeit an einer reichen mündlichen Tradition“. Er geht soweit, daß er erklärt: „Man wird einmal bessere Bedingungen erhalten, um diese Aufgabe zu lösen, aber die Bedingungen, die ich habe, werden niemals mehr in einer Hand vereinigt sein.“ Dies könnte wie die Worte eines überspannten Aufschneiders klingen, wenn nicht das unvollendete Werk – Jørgensen war bei seinem Tod bis zum Jahr 1852 gekommen – einer der schönsten Beiträge wäre, die dänische Geschichtsschreibung aufzuweisen hat. Wohl ist es wie das meiste seiner Geschichtsschreibung veraltet, es ist auch einseitig in der Anlage, die ökonomische Geschichte des Zeitraumes nahezu ganz unterdrückend, die Entwicklung des Geisteslebens übertrieben hervorhebend, und Licht und Schatten werden äußerst subjektiv verteilt, welches den Nationalökonomien und Historiker Marcus Rubin (1854-1923) ausbrechen ließ:

„Man hat das Gefühl, daß der Verfasser mit Sonne im Auge überall jungen Wald sieht, auch wo es nur schütteres Buschwerk als Reste der stolzen Pflanzungen der Vergangenheit gab.“ Aber Jørgensens Band steht doch durch seine Gesamtanschauung, durch seine ergreifende Sprache und durch seine Fähigkeit den Leser zu beeinflussen, als ein Hauptwerk aus einem Guß in unserer Geschichtsschreibung da.

Er war sich selbst klar darüber. Als Rubin ihm in einer eingehenden Besprechung des 1. Teils des Werkes vorgeworfen hatte, daß es willkürlich in der Stoffverteilung und von Schönmalerei geprägt sei, kam es zu einem Briefwechsel, in dem Jørgensen schreibt: „Aber was das Buch über 1814-38 anbelangt, ist es ja so, daß ich vollständig isoliert stehe, und ich bin mir absolut darüber im klaren gewesen, daß es von doppelter Front angegriffen werden würde. Radikale Mitbürger haben es mir ja nie verzeihen können, daß ich Goethes Vorliebe für die neptunischen Kräfte im Gegensatz zu den plutonischen huldige, und die alt-national-liberalen, deren Grundeinstellung ich zwar jederzeit geteilt und mit deren Personen ich öfter zusammengearbeitet habe, aber deren Hauptfehler ich ebenfalls seit 1864 im Auge gehabt habe, werden sich unmöglich mit meiner Auffassung ihrer geschichtlichen Tätigkeit versöhnen können. Wenn dazu meine Darstellung des relativen Rechts der schleswig-holsteinischen Bewegung und der Gebrechlichkeiten der nordschleswigschen Bewegung kommt, die Menschen, die ich gern habe, Tränen der Trauer und der Empörung in die Augen getrieben hat, dann werden Sie sehen, daß ich nicht damit rechnen konnte unwidersprochen reden zu können . . .

Sie werden sicher verstehen, daß ich dies nicht bedaure. Ich habe viele Jahre lang gewußt, daß ich die Geschichte dieser Zeit schreiben mußte, und daß diese ungefähr so werden würde, wie sie geworden ist; es ist sogar meine *raison d'être* als Historiker, und wenn dies vorbei ist, bin ich vorbei als dänischer Historiker. Aber ich habe mir dies nie unter so günstigen Verhältnissen ausgeführt gedacht, wie es jetzt geschieht. Man kann mich nicht überhören, jeder Einwand wird dazu beitragen, daß ich gehört werde. Und ich habe das Glück gehabt, zuerst eine

einigermaßen feste Stellung zu gewinnen. Meinen Gefühlen für unsere Landsleute, die Sie so schön und warm erwähnen, entspricht meine Gewißheit, daß ich andererseits vielen von ihnen persönlich lieb bin, und daß ich sie ohne Gefahr entrüsten und verletzen kann selbst dort, wo man Zeit braucht, vielleicht lange Zeit, um mir recht zu geben. Ich sage wie Tove im Volkslied:

Nur schlecht liebte ich den König,
könnte ich nicht Seide verschleifen!

Es ist kein Grund daran zu zweifeln, daß Jørgensen es ernst meinte, wenn er dieses Werk als sein letztes historisches Werk bezeichnet. In seinen letzten Lebensjahren äußert er sich nicht selten in der gleichen Richtung. Es war „das Gefühl von den tiefen Gebrechen in unserer Entwicklung, dem großen Vergehen in unserem nationalen Leben, das mich fortriß von den reichen Beschäftigungen meiner Jugend und mich meinem Rufe folgen ließ, die Entwicklung unseres Volkes zu erforschen und darzustellen“. Wenn der Beitrag zu Danmarks Riges Historie abgeschlossen war, dann würde er einen Kreislauf geschlossen und die Versprechen eingelöst haben, die „Ursachen zu Dänemarks Unglück“ aufzudecken. Was folgen sollte ist ungewiß. Doch es bestand ein Plan, der ihn in seinen letzten Jahren beschäftigte. Er wollte das dänische und deutsche Geistesleben im Zeitraum von 1719-1848 zusammen behandeln, „den langen friedlichen Zeitraum, der eine reiche Geistesentwicklung von seinem ersten Beginnen bei Wolffs und Holbergs Auftreten sah, bis zu dem großen Bruch, der ihn zu einem vorläufigen Ende brachte. Jetzt, da ich dazu komme, mich mit dem historischen Verlauf des Bruches im Grenzland zu beschäftigen, erscheint es mir natürlich, auf eine Betrachtung der Gemeinschaft zurückzukommen, die gewesen ist und wiederkommen kann oder richtiger kommen muß. In diesem Thema sehe ich eine schöne und bedeutungsvolle Zukunftsarbeit, die möglicherweise auch ihren Wert bekommen kann, wenn ich das Glück haben werde, sie auszuführen.“

Dieses zeigt deutlich, daß Geschichte im eigentlichen Sinn

nicht sein ganzes Lebensinteresse darstellte. Eine tiefe Neigung dazu, die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge aufzuzeigen, schlägt hier – wie so oft in seiner Produktion – durch. Vielleicht ist dies ein Widerschein des Kindheitsidylls, zu dem er sich immer und immer zurückträumte. Auf diesem Gebiet hätte er auch wohl am besten seinen Drang nach innerer Entwicklung mit einer äußeren Tätigkeit für sein Volk vereinigen können.

GRENZARBEIT

Sehr treffend leitet einer von A. D. Jørgensens Söhnen, der frühere Präsident des Höchsten Gerichts Troels G. Jørgensen (geb. 1874) sein stoffreiches Buch über seinen Vater mit einem Motto ein, das er einem von dessen Briefen an den norwegischen Reichsarchivar M. Birkeland entnommen hat. An ihn schrieb A. D. Jørgensen im Jahre 1883: „Es ist meinem Leben beschieden, jeden Tag mindestens einmal den Stachel des schweren Loses meiner engeren Landsleute zu fühlen.“ Dieses Gefühl bekam nicht nur weitreichende Bedeutung für seine Geschichtsschreibung, es war auch die Triebfeder seiner weitverzweigten Tätigkeit zum Nutzen Schleswigs. Selbst meinte er, daß im Grunde nur Schleswigs Geschichte Geschichte für ihn sei, eine solche zu schreiben faßte er als ein „unumgängliches Schicksal oder ich will eher sagen, eine liebe Pflicht“ auf. Es war sein Plan als er 16 Jahre alt war, „und wird er einmal ausgeführt, dann bin ich gleichzeitig fertig mit der Geschichte.“

Jørgensen hatte wirklich schon als Schüler der Lateinschule in Flensburg an einer Geschichte Schleswigs gearbeitet. In den Jahren 1855–56 begann er Aufzeichnungen zu sammeln in Form von Auszügen aus Lehr- und Handbüchern, und er schrieb Schilderungen von Gegenden und Verhältnissen nieder, die ihm durch eigene Anschauung bekannt waren. Sein deutscher Freund Eduard Jessen sollte ihm dabei helfen und sich der Friesen annehmen, er sollte auch eine friesische Grammatik und ein Wörterbuch machen, während Jørgensen ein schleswigisches schreiben wollte. Hieran wurden dichterische Entwürfe geknüpft ähnlich Ingemanns geschichtlichen Romanen und auch ein erster Versuch, Kindheitserinnerungen aufzuzeichnen.

Noch als er auf dem Hof Avnbøl war, hielt er den Gedan-

ken an die Geschichte Schleswigs fest, die wir uns doch kaum als etwas anderes als ein Lehr- und Heimatbuch vorstellen dürfen. Es zeigt immerhin, daß Schleswig – trotz der hektischen Gärung der Jugendjahre – einen festen Platz in seinem Herzen hatte. Ein kleiner ein bißchen gezielter Wortwechsel, von ihm selbst wiedergegeben, zeigt, welche Stellung Schleswig in seiner Auffassung von Dänemark einnimmt. Dieser fand statt anläßlich seines ersten Umzuges von Flensburg nach Kopenhagen im August 1859. Als ein kleines Reisegefolge, C. F. Monrad, Jørgensen u. a. sich Seeland näherte, bemerkte Monrad: „Nun kommen Sie bald ins Herz Dänemarks.“ Jørgensen antwortete: „Nein, von dort kommen wir.“ Monrad: „Wir kommen vom Schwanz.“ Jørgensen: „Dann hat König Valdemar übel daran getan, das Banner des Reiches unter dem Schwanz aufzubewahren!“ indem er auf die Tradition vom Platz des Danebros im Schleswiger Dom anspielte. Die zentrale Stellung, die Jørgensen hier Schleswig beimißt, wurde selbstverständlich noch mehr durch die Ereignisse von 1864 unterbaut, sowohl durch deren Wirkung auf Jørgensen als auch durch die Rolle, die Schleswig in Verbindung mit der Vorgeschichte und dem Verlauf des Konfliktes spielte, und wir werden später auf Schleswigs Bedeutung in seiner Geschichtsauffassung zurückkommen. Hier wollen wir uns mit seiner praktischen Arbeit für die schleswigsche Sache beschäftigen.

Auf diesem Gebiet war der Vater ein Vorbild für ihn gewesen. Die Familie war während des Krieges 1848-50 eine der Hauptstützen des Dänentums in Sundewitt gewesen. U. a. stiftete M. A. Jürgensen im Dezember 1849 einen Gravensteiner Tochterverein des Schleswigschen Vereins in Flensburg. Dieser Verein sammelte im Verlauf eines Jahres 522 Mitglieder, wodurch er der größte der Filialvereine wurde, und er zeichnete sich nach dem Krieg dadurch aus – in bewußtem Gegensatz zu dem Verein in Flensburg – in die Statuten die Forderung nach dem Gebrauch der dänischen Sprache anläßlich der Vereinssitzungen aufzunehmen. Den Überschuß eines Volksfestes auf Düppel am 5. Juni 1851, welches der Gravensteiner Verein gemeinsam mit dem Sonderburger Verein veranstaltete, ver-

wandte der Färbermeister zur Gründung der dänischen Volksbibliothek in Gravenstein. Das wird wahrscheinlich großen Eindruck auf einen so empfänglichen Knaben wie A. D. Jørgensen gemacht haben – geradeso wie der Wunsch des Vaters, daß er Jura studieren solle, wenn er seinen Besuch der Lateinschule beendet habe. „Vaters Augen leuchteten, wenn er daran dachte, daß ich Recht und Wahrheit in größeren Verhältnissen verteidigen würde, als er und seine Vorfahren.“ Wahrscheinlich hat auch das Ende des Vereins seine Spuren in Jørgensens Gemüt hinterlassen. Man hatte das Gefühl, daß er unter den veränderten Verhältnissen nach 1851 weniger erforderlich war, und Reibungen zwischen den Beamten aus Dänemark und den Vertrauensmännern des Vereins gaben den Ausschlag, M. A. Jürgensen zog sich vom Vorsitz im Jahre 1852 zurück, wonach der Verein dahinsiechte.

Die Flensburger Jahre A. D. Jørgensens 1863–64 als er Hilfslehrer an der Lateinschule war, mit der Aussicht auf eine Tätigkeit an einer größeren wissenschaftlichen Bibliothek, die aus der Schulbibliothek hervorgehen sollte, war auf eine Weise seine Feuertaufe im Dienste der schleswigschen Sache. Wie wir sahen, füllte er seinen Posten als Lehrer gut aus, während seine persönliche Reaktion auf die Verhältnisse in Flensburg eher negativ war. Wir finden das gleiche Verhältnis zwischen sachlicher Tüchtigkeit und unbefriedigten Forderungen wieder, anlässlich der zwei Reisen in Schleswig, welche er mit dem späteren Generalauditeur H. C. Steffensen (1837-1912), der wie Jørgensen in Nordschleswig geboren war, unternahm. Die erste Reise fand vom 28. Januar – 20. Februar 1865 statt und hatte den Zweck, Unterschriften für eine schleswigsche Eingabe an Napoleon III. zu sammeln, sich dafür einzusetzen, daß die Bevölkerung durch eine Abstimmung selbst ihre staatliche Zugehörigkeit bestimmen könne. Der französische Kaiser war aus verschiedenen Gründen ein unverdrossener Vorkämpfer des Volksabstimmungsgedankens, und die Unterschriftensammlung war inspiriert von dem französischen Konsul in Kiel. Die Reise war in keiner Weise mißglückt. Mit dem Schwerpunkt in

Flensburg und Umgegend – gerade dem Gebiet, welches von A. D. Jørgensen bearbeitet wurde – Steffensen wirkte weiter nördlich – wurden im Februar ca. 4.000 Unterschriften gesammelt, trotz der behördlichen Verfolgung der Unterschreibenden und ganz besonders der Bürger, die Unterschriften eingesammelt hatten. Trotzdem war Jørgensens Eindruck von der Reise negativ. „Diese Reise mit allem was ihr vorausging und nachfolgte, gab mir einen guten Einblick in die hoffnungslose Verwirrung der politischen Verhältnisse. Keiner fühlte eine Verantwortung, keiner wußte genauen Bescheid, der eine schob die Sache auf den anderen usw., einem politischen Gegner oder einem persönlichen Feind eine Niederlage zuzufügen interessierte mehr, als etwas Gutes und Nützliches auszurichten. Die düsteren Eindrücke von dieser Reise, die Gräber von Düppel, die Verzagtheit bei vormals dänischgesinnten, die deutlich hervortretende Demoralisierung bei hervorragenden guten dänischen Leuten den Versuchungen der Machthaber gegenüber, erhöhte in großem Maße das Gewicht dieser Erfahrungen.“

Die zweite Reise – im August 1866 – geschah auf Veranlassung von Regensburg, um Unterschriften für eine Eingabe zu sammeln, in der König Wilhelm von Preußen aufgefordert wurde, in Übereinstimmung mit dem Artikel 5 des Prager Friedens zu handeln. Im Frieden zu Prag hatte Österreich sein Recht über die eroberten Herzogtümer an Preußen abzutreten, aber der Artikel 5 des Friedensvertrages enthielt auf Veranlassung des französischen Kaisers den Vorbehalt, daß die Bevölkerung in den nördlichen Distrikten Schlesiens an Dänemark abzutreten sei, wenn sie bei freier Abstimmung den Wunsch zu erkennen gab, mit Dänemark vereint zu werden. An Stelle einer Eingabe einigte man sich jedoch darauf, eine Deputation zu senden; hierdurch wurde Jørgensens Entwurf für eine Eingabe, die führende Schleswiger gutgeheißen hatten, begraben. Die Deputation, 47 Schleswiger hauptsächlich aus Nordschleswig, reiste zwar nach Berlin unter der Leitung des Gutsbesitzers Nicolaj Ahlmann (1809-90) von der Insel Alsens, der an die Stelle von Jørgensens Onkel Martin Bahnsen getreten war, als dieser durch ein Mißverständnis nicht erschienen

war; aber sie erhielt weder Vortritt beim preußischen König noch bei Bismarck. Bitter bemerkt A. D. Jørgensen dazu: „Der hohe Herr hatte nicht die Absicht, sein gegebenes Wort zu halten.“

Der Tätigkeitsbereich A. D. Jørgensens war und blieb jedoch Kopenhagen, nachdem er Weihnachten 1866 formell aus Schleswig ausgewandert war und sein Heimatrecht aufgegeben hatte. Bevor er diesen Schritt unternahm, hatte er mit Monrad erörtert, ob er die eine oder andere Tätigkeit im Grenzland übernehmen könne. Man dachte wohl daran, Jørgensen an Monrads Privatschule in Flensburg zu binden; daraus wurde jedoch nichts. Zum Teil spielte die Frage der Wehrpflicht mit hinein – bei der dänischen Musterung hatte er eine so hohe Nummer zugeteilt bekommen, daß er nie einberufen wurde, während er natürlich die Unlust seiner gleichaltrigen Landsleute teilte, die preußische Uniform anzuziehen – teils hatte er das Gefühl, daß die Heimat für ihn nicht der richtige Ort sei für die schleswigsche Sache zu wirken, obwohl er im Materiellen wohl günstiger gestellt gewesen wäre. Das Verhältnis zu Monrad scheint hier eingewirkt zu haben. „Wenn ich etwas hätte ausrichten sollen, hätte es an dieser Stelle nur mit einer unverantwortlichen Kräftevergeudung stattfinden können, und ich hätte es kaum recht lange in dem aufreibenden Kampf jener mageren Jahre ausgehalten.“ Nicht desto weniger erschien die Arbeit, die im Grenzland ausgeführt wurde, ihm wichtiger, als die Arbeit im Königreich. An Gustav Johannsen (1840-1901), den Sprecher des Dänentums in Flensburg, schrieb er im Jahre 1882, seine eigene historische Tätigkeit sei „nur ein geringer Teil dessen, was gefordert wird. Wenn Sie auf unserer natürlichen Wahlstatt geblieben sind und den Kampf aufgenommen haben, dann haben Sie selbstverständlich sehr viel mehr getan“, und bei einer anderen Gelegenheit verzichtete er auf die Ehrenbezeichnung „Schleswiger“, weil er nicht unter seinen nächsten Landsleuten lebte. Dem gegenüber darf man aber nicht vergessen, daß Jørgensen sein Heimatrecht zu einem Zeitpunkt aufgab, da das Schicksal Schleswigs im all-

gemeinem noch nicht als endgültig festgelegt galt – man rechnete mit einer baldigen Erfüllung des Artikel 5 und mit einem Konflikt zwischen Frankreich und Preußen – und daß seine historische Tätigkeit ihn in steigendem Maße von den Bibliotheken und Archiven der Hauptstadt abhängig machte. Die Zeiten waren vorläufig vorbei, da ein dänischer Historiker in der Provinz sitzen und in größerem Maßstab wissenschaftliche Arbeiten ausführen konnte. Es ist wohl auch gut für A. D. Jørgensen gewesen, sich in einem national eindeutigen Milieu zu entwickeln nach der starken deutschen Einwirkung, der er in seiner Kindheit und Jugend ausgesetzt gewesen war, und es war in der Hauptstadt genug für ihn zu tun auch abgesehen von seiner eigentlichen Tätigkeit als Historiker.

Im Frühjahr 1866 wurde in Borchs Kollegium in Kopenhagen ein „Sønderjysk Samfund“ (Schleswigsche Gesellschaft) gestiftet, eine Stätte der Begegnung für die zahlreiche und bunt zusammengesetzte Schar der ausgewanderten jungen Schleswiger, die sich in der Hauptstadt aufhielten. Es wurden wöchentliche Treffen mit Vorlesungen und Diskussionen abgehalten, danach versammelte man sich um eine Punschbowle oder Groggläser. Die Mitglieder waren überwiegend jüngere und so gut wie ausschließlich geborene Schleswiger, doch konnten auch andere, die aus Schleswig kamen, Zutritt erhalten, wenn sie durch Mitglieder eingeführt wurden. Diese Gemeinschaft führte einige Jahre ein reges Dasein und war von großer Bedeutung für Jørgensen. Hier sprach Regenburg über den Gesamtstaatspolitiker Carl Moltke, der Schauspieler Kristian Mantzius erschien als Vorleser, der grundtvigsche Pastor Vilh. Birkedal erging sich über Leiden und Freuden früherer Zeiten, und „Dannevirkes“ Gründer und früherer Redakteur, der etwas phantastisch veranlagte P. Chr. Koch (1807-80) war eines Abends nahe daran, den Zuhörern das Leben zu nehmen, als er weitläufig seinen Standpunkt über Schönschreiben, Schnellschreiben und Rechtschreibung darlegte. Ein Höhepunkt war der Besuch des norwegischen Dichters Bjørnstjerne Bjørnson am 28. November 1867, wonach ein Festmahl zusammen mit allen Referenten abgehalten wurde. A. D. Jørgensen war da-

mals noch so jung, daß er vor Feierlichkeit und Benommenheit steckenblieb, als er die Festrede für Bjørnson halten sollte.

Die lebhafteste Periode des Vereins währte nur ein paar Jahre. Im Jahre 1868 erklärt Jørgensen hierüber: „Damals stand alles Schleswigsche im Glanz der Neuheit, umgeben von einer eigenen Poesie. Die große Reise hier herüber (der Besuch der Schleswiger im Jahre 1865) hatte damals die Gemüter in Bewegung gesetzt; die Aussicht auf den großen Krieg zwischen Österreich und Preußen, von dem viele nahezu märchenhafte Dinge erwarteten, erhöhte den Drang zusammen zu sein, um Hoffnungen und Enttäuschungen zu teilen . . . Und so blieb es eine kurze Weile; dann kam der Frieden und Paragraph 5, dann der Zug der 47 nach Berlin, dann die sich mehr und mehr nähernde immer engere Eingliederung an Preußen, die Wahlen und die Aushebung. Aber damit war es auch zu Ende. Denn die Aushebung beraubte Schleswig seiner Jugend und Verteidigung, und der dunkle Ernst wurde vorherrschend. Die Steuerlasten waren nicht annähernd so poetisch, wie die Verfolgung von einzelnen Männern, Schlägereien und Auftritte jeder Art, wie sie in einem Land ohne geordnete Regierung vorkommen.“

Für A. D. Jørgensen hatte „Sønderjysk Samfund“ in zweifacher Hinsicht Bedeutung. Teils war es der einzige kameradschaftliche Verein, in dem er jemals Mitglied wurde. Das war sicher ein nützliches Gegengewicht gegen die selbstgewählte Isolation, in der er sich befand. Nach der Schulzeit scheint er, mit einer einzigen Ausnahme, kaum gleichaltrige Freunde gehabt zu haben. Aber seine Teilnahme am praktischen Vereinsleben hat jedenfalls auch eine große Rolle in seiner Entwicklung gespielt. Diese Teilnahme erstreckte sich über drei Jahre, zuerst als Mitglied, danach als Sekretär und von 1868 bis 69 als Vorsitzender. Sein Lieblingsgedanke war der, eine Bibliothek für „Sønderjysk Samfund“ (Schleswigsche Gesellschaft) zu schaffen – die Förderung von Bibliotheken lag ihm immer wieder am Herzen – „beinahe von Anfang an dachte ich hieran.“ Im Dezember 1868 konnte das Ausleihen beginnen, und es ist ohne Zweifel eine tiefe Befriedigung für ihn gewesen, daß die Sammlung stark benutzt wurde.

Ungleich wichtiger als diese Tätigkeit, die sein natürliches Verwaltungstalent befriedigte und schärfte, war sein häufiges Auftreten als Redner. Hier debütierte er im September 1866 mit einem Vortrag über die Wendepunkte der dänischen Geschichte in den Jahren 1439 und 1460, und er war in den folgenden Jahren der fleißigste Referent des Vereins. Hiermit wurde seine Tätigkeit als volkstümlicher Verfasser und Volks-erzieher eingeleitet, und wir finden schon in diesen Vorträgen einige der Gesichtspunkte, auf die er seine Geschichtsschreibung aufbaut.

In dem erhaltenen Protokoll des Vereins wird beispielsweise über einen Vortrag berichtet, den A. D. Jørgensen im Februar 1867 über Christian VI. hielt, der von der national-liberalen Geschichtsschreibung das Zeugnis erhalten hatte, daß das „Deutschtum“ unter ihm „einen Stand in Dänemark erreichte, höher als jemals zuvor oder danach.“ Dieser Betrachtung stellte sich Jørgensen entgegen. Nach seiner Meinung ist dieses Urteil gefällt worden, weil man der Versuchung erlag „durch eine halb historische, halb lyrische Betrachtungsweise die eine oder andere Zeit zu finden, auf die man besondere Schuld für die Gebrechen der Gegenwart werfen konnte . . . Aber dies ist nicht die rechte Weise, die Sache anzufassen. Es gibt Gebrechen jetzt, es gab Gebrechen damals, und sowohl in der Gegenwart als auch in der Vergangenheit besteht großer Unterschied zwischen einer halb historischen und halb lyrischen Trauer - und einer tiefen wahren Reue über die Schuld, die begangen ist; es ist gegenüber der Geschichte wie gegenüber von Personen, wie gegenüber sich selbst. Das letztere ist ein wahres Gefühl und spornt zur Tat an. Eine gesunde und wahre Betrachtung der Vergangenheit mit ihren bitteren und mit ihren großen Erinnerungen gibt uns Genugtuung ohne uns übermütig zu machen, demütigt uns ohne zu zerstören oder zu schwächen.“ Mit besonderem Hinblick auf das Problem des Deutschtums finden wir schon hier die Auffassung zum Ausdruck gebracht, die ein Grundmotiv in seiner späteren Tätigkeit als Verfasser ist: „Viele der besten Bewegungen unseres Volkes haben ihre Quelle in Deutschland; aber weil unser Volk



*Vom Besuch der Schleswiger 1865: Festessen in Klampenborg.
Nach Ill. Tid.*

so lebenskräftig gewesen ist, hat es die Keime in unsere eigene Erde umgepflanzt, und diese haben echte nationale Früchte getragen.“ Die Zeit Christian VI. scheint ihm „vergleichbar mit der Welt-Esche Yggdrasil der nordischen Mythologie. Zwar nagen Würmer an der Wurzel, aber doch erhebt sich ihr Laub prächtig grün über dem Urdsbrunnen, – dieses gemeinsame Gesetz für alles geistige Leben, das in irdischer Vergänglichkeit gelebt wird.“ – Von Jørgensens übrigen Vorträgen können genannt werden ein Doppelvortrag über den Bischof und Wendenbekämpfer Absalon und seine Zeit und ein Vortrag über Niels Ebbesen, der den Grafen Gerhard tötete. Er beschränkte sich im übrigen nicht auf geschichtliche Themen. Im

November 1867 machte er einige allgemeine Bemerkungen „über die entgegenstehenden Stimmungen vor und nach 1864“, die darauf bauten, daß der konstitutionelle Standpunkt vor 1864 nahezu allein herrschend war, während jetzt der nationale Standpunkt einen ähnlichen Platz einnahm. „Damals stand England als unser Ideal . . . jetzt Frankreich; damals sparte man Geld (die Zeit Tschernings), jetzt erließ man Heeresgesetze usw.; damals vereinigten sich die Bewohner des Landes in „Bondevenneselskabet“ (Gesellschaft der Bauernfreunde) jetzt in den Schützenvereinen – usw. usw. Hinweis darauf, daß Deutschland seine Einheit gerade mit all den Mitteln erreichte, auf die wir früher herabsahen – Turnwesen und Gesangsvereine. 1864 ist ein Wendepunkt nicht nach außen, sondern nach vorn in eine andere und gesündere Richtung.“ Im März 1869 zog Jørgensen sich als Vorsitzender zurück, weil er im gleichen Monat heiraten wollte. Sønderjysk Samfund wurde im Jahr darauf (März 1870) mit einem gewaltigen Abschiedsfest aufgelöst; die Mitgliederzahl des Vereins war fallend gewesen und die Konkurrenz durch andere Vereine fühlbar.

Ein kleines Nachspiel wirft ein scharfes Licht auf die Haltung dieser jungen Schleswiger zum Revanchegedanken. Ende Juli 1870 wurden Verhandlungen zwischen den Schleswigern in Kopenhagen über eine Erklärung an das dänische Volk mit der Aufforderung aktiv am französisch-deutschen Krieg teilzunehmen, geführt. Dies fiel jedoch sehr schnell in sich zusammen, und der wiedererrichtete Verein schloß nach 14 Tagen auf Grund mangelnder Beteiligung ein.

Obwohl A. D. Jørgensen in den folgenden Jahren nicht ganz die Verbindung mit der schleswigschen Arbeit verlor – u. a. unterhielt er nahe Verbindung zu dem Kopenhagener Polytechniker H. Kayser (1817-95), der im Vorstand des Vereins „Danebrog“ saß, welcher im Königreich Geld zur Unterstützung besonders des schleswigschen Schulwesens einsammelte – bringen die 70er Jahre eine deutliche Schwächung seiner schleswigschen Aktivität, natürlich abgesehen von seiner wissenschaftlichen Verfasserschaft, bei der er die schleswig-

schen Verhältnisse u.a. in topographischen Arbeiten behandelte und in dem kleinen Buch über die Schleswiger im dänischen Heer. Er besuchte jedoch in den Sommerferien regelmäßig Gravenstein und hatte hier Gelegenheit, den Rückgang der dänischen Arbeit in Schleswig zu beobachten, nachdem der deutsch-französische Krieg und die Gründung des deutschen Reiches der Protestpolitik den Boden entzogen hatte, die auf Vorstellungen einer baldigen Wiedervereinigung mit Dänemark beruhte. Dies gab ihm eine scharfe und illusionslose Auffassung von der Stellung des schleswigschen Dänentums, die zu einem Zusammenstoß mit dem Kreis um den Verein Danebrog führte, der sich an die rosigen Darstellungen C. F. Monrads über die Verhältnisse gewöhnt hatte. Jørgensen machte diesen „altnationalliberalen“ Männern besonders zum Vorwurf, daß sie die nordschleswigsche Bevölkerung als eine passive Menge ansahen. In einer überlegen tüchtigen Artikelserie in der grundtvigischen Zeitschrift Dansk Folkeblad in den Jahren 1879-80 weist er auf die drohende Gefahr hin. Zwei Umstände können den Preußen mit der Zeit den Sieg in die Hände geben: die dreijährige Wehrpflicht, die die jungen Schleswiger zur Auswanderung veranlaßt und die zunehmende Verdeutschung der Volksschule. Die Gefahr droht also der kommenden Generation, nicht der jetzigen, „diese ist stark durch ihre Vergangenheit, sie ist sich darüber klar, was der Übergang zur deutschen Herrschaft gebracht hat und bringen wird, sie fühlt es als ein nationales Unglück von deutschen Beamten regiert und von deutschen Richtern verurteilt zu werden, ihre Kinder in eine deutsche Schule zu senden und ihre Jugend auf die deutsche Fahne schwören zu lassen. Die dänische Nationalität ist für diese Generation ein heiliges Erbe, das sie um jeden Preis unverfälscht ihren Kindern hinterlassen will“. Diese Vertrauenserklärung an die nordschleswigsche Bevölkerung bringt deutlich genug zum Ausdruck, daß diese für ihn nicht als passive einfache Leute da standen, sondern als selbstsicherer kräftiger Kreis freier Menschen. Er regt doch zu der Überlegung an, ob sie nicht noch größere Opfer bringen könnte als bisher. Die Wahl der Worte deutet darauf hin, daß er teils an Eides-

verweigerer denkt – die vom Volk gewählten Repräsentanten im preußischen Landtag, die ihren Sitz nicht in der Versammlung einnehmen konnten, weil sie sich weigerten den auf die Verfassung vorgeschriebenen Eid abzulegen, teils an die Jungen, die auswanderten, um der Wehrpflicht zu entgehen. „Es ist keine Erniedrigung sich vor einem Verhängnis zu beugen, wenn Widerstand unmöglich ist; es ist besser sich zu beugen, als gebrochen zu werden.“

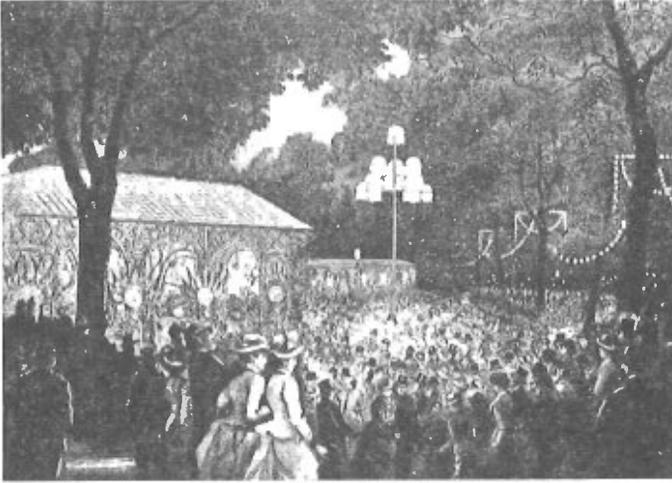
Diese Artikelserie war erschienen, um das Problem des Dänentums zu beleuchten, nachdem es im Jahre 1879 bekannt wurde, daß Österreich und Preußen sich über die Aufhebung des Artikel 5 im Prager Frieden geeinigt hatten, wodurch eine Wiedervereinigung zwischen Dänemark und Nordschleswig in eine ungewisse Zukunft gerückt wurde. Es mußte nun eine Politik geformt werden, die auf lange Sicht das Dänentum stärken konnte. Gleichzeitig geriet A. D. Jørgensen in eine Polemik mit dem grundtvigschen Historiker Frederik Barfod (1811-96), der sich in Dansk Folkeblad mit der Frage beschäftigt hatte, wo Dänemarks Grenze gezogen werden sollte, „wenn die Zeit erfüllt ward“. Barfod vertrat die Anschauung, „wo Uffe kämpfte und siegte, ist Dänemarks Grenze“. Mit einem wehmütigen Unterton, jedoch klar und fest, widersprach Jørgensen diesen nationalen Phantastereien. Er behauptet, daß wenn die Grenze einmal mit Hilfe der Vorsehung verlegt gedacht werden kann, dann müssen wir „die Grenze des Reiches dort gezogen wünschen, wo unser Volk seine Grenze hat.“ Sein Motiv ist teils der Glaube daran, daß jedes Volk – genau wie jeder einzelne Mensch – ein unverlierbares Recht zur freien Selbstbestimmung hat, teils eine Entrüstung darüber, daß Barfods Gedankengang auf das Land zielt, nicht auf die Menschen, die es bevölkern, und von denen nach Jørgensens Auffassung nur die Nordschleswiger dänisch sind, während die schleswig-holsteinisch gesinnten Südschleswiger „Dänemarks ärgste Feinde“ sind. Es ist ohne Zweifel besonders dieses letzte rein gefühlbetonte Motiv, das stark in Jørgensen gewirkt hat. In einem gleichzeitigen Brief an Barfod heißt es über diese „Bitterkeit“, die jeden Schleswiger bei dem Gedanken an die Eider als Zu-

kunftsziel erfüllen muß: „Sie haben nie den Stachel in Ihrem Herzen gefühlt, den der Verrat der Südschleswiger in jedem dänischen Schleswiger hinterließ; Sie haben nicht die Augenblicke erlebt, als diese Männer die Einmischung des Auslandes anriefen, als sie nach Berlin zogen, während unsere Brüder auf Düppel verbluteten, als sie Himmel und Erde in Bewegung setzten, um eine endgültige und gerechte Entscheidung zu verhindern, die uns vor dem Exil gerettet und verhindert hätte, daß unser Heim das Eigentum der Feinde wurde. Ja, Sie haben nie das bittere Brot der Verbannung gegessen, lieber Herr Barfod; Sie sind nie nach Hause gekommen und haben Ihre Kindheits-erinnerungen verwüstet und alles, was Ihnen lieb war, geschändet vorgefunden. Sie haben sich nie gedacht, daß man die Bäume seiner Kindheit verfluchen kann, weil sie sich treulos für ein fremdes Volk schmückten oder einen Brand im eigenen Herzen gefühlt, weil die See genauso frisch und so schön für ein deutsches Orlogsschiff ist, wie sie vorher war. – Und das ist die Schuld unserer früheren Landsleute, das wurde von ihnen herbeigerufen, entwickelt und vollendet – können wir uns wünschen, diese mit uns in ein zukünftiges Vaterland hineinzuziehen?“ Der Teilungsgedanke, der ohne Zweifel in Nord-schleswig größere Ausbreitung hatte, wurde mit einer ähnlichen Motivierung schon im Mai 1864 in Martin Bahnsens Tagebuch ausgesprochen. Jørgensen hatte sich zur gleichen Zeit im Studentenverein in Kopenhagen zu seinem Fürsprecher gemacht. Er mußte wohl auch natürlich sein für eine Zeit, die nur schwache Spuren des Dänentums in Mittel- und Südschleswig sah. Für die Wiedervereinigung im Jahre 1920 bekam A. D. Jørgensens Auffassung entscheidende Bedeutung. Als die Wogen vor der Wiedervereinigung hoch gingen, und H. P. Hanssen heftigen Angriffen ausgesetzt wurde, gab nichts ihm größere Sicherheit als die Gewißheit darüber, daß er im Geiste A. D. Jørgensens handelte und die Gedanken ausführte, die dieser ihm eingepägt hatte.

In der engeren schleswigschen Vereinsarbeit wurde Jørgensen eine Vordergrundfigur, als im Jahre 1884 in Kopenhagen ein

„Sønderjysk Samfund“ (Schleswigsche Gesellschaft) gegründet wurde, die das Ziel hatte, Aufklärung über die schleswigschen Verhältnisse zu geben. Die Vorsteherin Anna Thalbitzer (gest. 1932) hatte die Idee bekommen, und zusammen mit Jørgensens Schulkamerad und Freund, Maurermeister Carl Kruse (1840-1900) hatte sie den Geheimarchivar aufgesucht, der zuerst etwas zweifelnd, doch bald mit ganzem Herzen für den Gedanken eintrat. Dieser Verein umfaßte nicht nur gebürtige Schleswiger, sondern alle, die Interesse an der Sache hatten, welches, wie es sich zeigte, derjenige Teil der begüterten Bevölkerung der Hauptstadt war, der mit der Hochschulbewegung sympathisierte. Man traf sich im Winter einmal im Monat im Industrieverein, und der Zustrom war beachtlich; hier versammelten sich 5–600 Menschen, um Vorträge über schleswigsche Themen zu hören. In den ersten 5 Jahren des Vereins wurden 26 Versammlungen abgehalten; bei 9 dieser Versammlungen war Jørgensen der Redner. Er war jedoch nicht Mitglied des Vorstandes, bevor er im Jahre 1888 Vorsitzender des Vereins wurde. Ein Höhepunkt in der Tätigkeit des Vereins war der Besuch von 300 schleswigschen Mädchen auf Seeland (1884), der starke nationale Gefühle auslöste. In Verbindung mit diesem Besuch versammelten sich 24.000 Menschen zu einem Fest im Tivoli.

Die Vereinsarbeit in der Hauptstadt wurde im Jahre 1887 mit noch einem bedeutungsvollen Glied ausgebaut, indem Mitglieder der radikalen Studentenverbindung, die sich im Jahre 1882 von dem konservativ geprägten Studentenverein abgetrennt hatte, den Verein 4 S, „Studentersamfundets sønderjyske Samfund“ (Schleswigsche Gesellschaft der Studentengesellschaft) gründeten. Die treibende Kraft bei dieser Vereinsbildung war das junge Kleeblatt: die Historiker H. V. Clausen (1861-1937) und Johan Ottosen (1859-1904), sowie H. P. Hansen. Sie hatten bereits im Frühjahr 1887 als H. P. Hansen gerade nach Kopenhagen gekommen war, um sich weiter auszubilden, eine umfassende Arbeit zum Schutz und zur Pflege des schleswigschen Dänentums geplant, und sie beabsichtigten auch, der schleswigschen Sache in Dänemark eine breitere Basis zu geben, indem sie diese an Kreise heranzuführen



Vom Tivoli-Fest 1884, nach Ill. Tid.

wollten, die bisher der schleswigschen Sache fern ge-
standen hatten, weil sie von ihnen als ein konservatives An-
liegen aufgefaßt wurde. Im September 1887 fand die Grün-
dungsversammlung statt; unter den 90 geladenen Teilnehmern
sah man die Professoren Harald Høffding und Kr. Erslev, den
Verfasser Erik Skram, den Geschäftsführer der Tageszeitung
Politiken Herman Bing, den Verlagsbuchhändler Gustav Philip-
sen und die späteren liberalen Minister Vilh. Lassen und N.
Neergaard, sowie den Statistiker und Historiker, Kontorchef
Marcus Rubin. Der Zweck des Vereins, der seinen Namen nach
einem Vorschlag A. D. Jørgensen erhielt war 1) gratis unpoliti-
sche Korrespondenz an die schleswigsche Presse zu liefern 2)
ein Reisehandbuch für Schleswig herauszugeben 3) mit der
Zeit einen Almanach für Schleswig herauszugeben 4) däni-
sche Lesekreise zu errichten und 5) kleinere dänische Schriften
zu verbreiten. A. D. Jørgensen, der den Verein als eine Frucht
von H. P. Hanssens Wirken ansah „der mit jugendlichem
Feuer und mit seiner klaren Verständigkeit auf verschiedene
der radikalen Männer einwirkte, die langsam begannen sich

über das ewige Reden gegen das Provisorium zu langweilen,“ meinte, daß das Ziel des Vereins sei, „der neueren dänischen Literatur Eingang dort drüben zu verschaffen. Nordschleswig sollte 'demokratisiert' werden, wie es hieß; ich versicherte vergebens, daß es schon demokratisch gesinnt genug sei“. Diese jungen Akademiker wollten übrigens nach A. D. Jørgensens spöttischer Feststellung – vorläufig nichts von der Zurückerobertung des verlorenen dänischen Landes mit fremder Hilfe hören, „da Deutschland Träger der höchsten Kultur und eine Schwächung dieser Macht deshalb nicht zu wünschen sei“. Die jungen Radikalen dachten vermutlich an Rußland und Frankreich, die von ihrem Gesichtspunkt aus noch mehr Abscheu erwecken mußten als die neue deutsche Großmacht.

Auch der Studentenverein bekam eine schleswigsche Unterabteilung, die auf A. D. Jørgensens Vorschlag „To Løver“ (Zwei Löwen) nach den schleswigschen Wappenlöwen genannt wurde. Diese Vereinsbildung wurde angeregt durch den Besuch des deutschen Kaisers in Kopenhagen im Ausstellungssommer 1888, der Anlaß zu einer deutschfreundlichen Stimmung in Teilen der hauptstädtischen Presse gab. Eine Reihe von jüngeren Akademikern und Studenten verabredeten deshalb eine allgemeine Studentenversammlung im Herbst abzuhalten, um das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Schleswigern zu unterstreichen. Dies wurde durch das Eingreifen des Außenministeriums verhindert, aber die geweckte Stimmung gab den Ausschlag zur Gründung des Vereins, der eine Notwendigkeit war, weil der politische Zwiespalt in der Studentenwelt so stark war, daß man nicht damit rechnen konnte, daß Mitglieder des Studentenvereins Mitglieder von „4 S“ werden wollten. Auch der neue Verein wollte für die Erhaltung und Entwicklung der geistigen Verbindung mit Schleswig wirken, teils durch Unterstützung der Bestrebungen, das dänische Geistesleben unter den Schleswigern zu fördern und teils in Dänemark das Interesse für und die Kenntnis von dem nationalen Kampf der Schleswiger zu verbreiten.

Die wichtigste Begebenheit in diesen Jahren war jedoch



H. P. Hanssen – A. D. Jørgensens bedeutendster Schüler.

A. D. Jørgensens Begegnung mit dem 25jährigen H. P. Hanssen, während dessen Aufenthalt in Kopenhagen im Jahre 1887. Jørgensen hatte seine Entwicklung genau verfolgt und bat ihn, ihn zu besuchen noch bevor der junge Mann ihn aufgesucht

hatte. Der Bauernsohn aus Sundewitt, der sich zielbewußt dazu ausbildete, eine Arbeit als dänischer Politiker in seinem Heimatland aufzunehmen, wurde ein außerordentlich häufiger Gast in Jørgensens Heim, und der Geheimarchivar genoß es, die Mundart seiner Heimatgegend mit ihm sprechen zu können. H. P. Hanssen fühlte sich bald als Schüler A. D. Jørgensens, und Jørgensen hat sich ohne Zweifel in Anschauung und Naturell von seinem jungen Landsmann angezogen gefühlt, der sein vorgezogenes Verbindungsglied zu Schleswig wurde. Eine sehr intime und fruchtbare Zusammenarbeit war die Folge. In jeder Weise suchte Jørgensen die Position Hanssens zu unterbauen, auch als dieser in ein gespanntes Verhältnis zu dem sehr tüchtigen, aber schroffen Redakteur von Flensburg Avis Jens Jessen (1854-1906) geriet, der im Gegensatz zu Hanssen rechtsorientiert war.

In seiner Bilanz von 1879-80 über die nationale Stellung in Nordschleswig hatte Jørgensen vor einer Entwicklung gewarnt, die die junge Generation zu verdeutschen drohte. Jetzt hatte er in H. P. Hanssen den Mann gefunden, der in der Lage war einen Kampf auf lange Sicht zu führen. Ein Vortrag von 1889 – über den Kampf für die Erhaltung der dänischen Nationalität in Nordschleswig – zeigt, daß Jørgensen dieses zu würdigen wußte. Er schildert die Protestpolitik, die ihre Berechtigung darin hatte, daß sie „der erste lebendige Ausdruck der Entrüstung“ war, danach den Stillstand in den 70er Jahren und geht dann über zu der aufsteigenden Linie, die dadurch eingeleitet wurde, daß die Auswanderung aufhörte, und daß die jungen Leute ihre Wehrpflicht abdienten, um in der Heimat bleiben zu können. Es war nun ein stetiger Fortschritt zu spüren, der Sprachverein hatte über 100 Dorfbüchereien errichtet, die Presse hatte einen außerordentlichen Aufschwung, sowohl in der Anzahl wie Verbreitung genommen, ein großer dänischer Wählerverein war gebildet worden (1888), dazu bestimmt, nicht nur die Wahlen vorzubereiten, sondern eine Rahmenorganisation für alle Gemeinschaftsunternehmungen in nationaler und politischer Hinsicht zu bilden. Besonders die Ausbreitung, die der Wählerverein bekommen hatte, „ist ein unverkennbares Zei-



Jens Jessen – Redakteur von Flensburg Avis 1882–1906.

chen für den Fortschritt im nationalen Kampf. – Keiner kann diesem seine Aufmerksamkeit schenken, keiner kann diesem in seinen einzelnen Zügen folgen, so wie er jetzt auf allen Ge-

Sønderjydske Aarbøger

1889.

Første Bind.

Udgivne

af

H. P. Hanssen-Nørremølle, Gustav Johannsen
og P. Skau.



Flensborg.

I Hovedkommission hos Gyldendalske Boghandel, Kjøbenhavn,
for Danmark, Norge og Sverrig.

Trykt hos C. K. Thillerup, Flensborg.

*Titelblatt des 1. Jahrgangs von Sønderjyske årbøger
(Schleswigsche Jahrbücher).*

bieten geführt wird, ohne ein lebendiges Gefühl davon zu bekommen, daß dieses ein hell entbrannter Kampf ist, in dem weder Pardon gegeben noch gewünscht werden wird, bevor er zu Ende gekämpft ist“. Jetzt galt es dafür zu sorgen, daß „unseren Landsleuten niemals reichliche Mittel fehlen, um ihren Drang nach dänischer Aufklärung zufriedenzustellen in dem Maß und dem Umfang, in dem jeder es vermag und wünscht.“

Um diese Zielsetzung erfüllen zu können, mußte die Unterstützungsarbeit in Dänemark in festere Formen gebracht werden. Eine enge Zusammenarbeit zwischen den beiden Studentenvereinen auf der einen Seite und dem „Sønderjysk Samfund“ unter Anschluß des Vereins Danebrog auf der anderen Seite wurde eingeleitet. A. D. Jørgensen wurde die Schlüsselfigur in dieser Zusammenarbeit. Das war eine Stellung, zu der er sich mit seiner Kenntnis der lokalen Verhältnisse in Nord-schleswig und seinen Verbindungen zu den verschiedenen politischen Lagern im Königreich vorzüglich eignete. Die Zusammenarbeit führte bald zu bedeutungsvollen Ergebnissen. In Flensburg errichtete man in Gustav Johannsens Villa Margrethes-Minde eine Art Zentralbuchsammlung, die später den Grundstamm in Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig bildete. Und noch deutlicher kommt A. D. Jørgensens Ziel – eine tiefergehende Bildung unter den Schleswigern zu verbreiten – zum Ausdruck in seinem Plan von einer lokalhistorischen Zeitschrift, die eine Fortsetzung der schleswigschen Zeitschriften sein sollte, deren Erscheinen im Jahre 1864 unterbrochen worden war. Schon im Jahre 1886 hatte er Jens Jessen vorgeschlagen, sich an die Spitze einer „schleswigschen gemischten Zeitschrift“ zu stellen, aber Jessen ging nicht auf diesen Vorschlag ein. Im Jahre 1889 führte Jørgensen mit H. P. Hanssen als eigentlichem Redakteur und Gustav Johannsen und Hofbesitzer P. Skau-Bukshave als Mitredakteuren diesen Plan durch. Im Königreich wurde ein anonymer Redaktionsausschuß, bestehend aus A. D. Jørgensen und dem Historiker P. Lauridsen (1846-1923), der Volksschullehrer in Kopenhagen, jedoch gebürtiger Schleswiger war, gebildet. Der Name der Zeitschrift, Sønderjyske Aarbøger, wurde von Jørgensen vorgeschlagen,

der das Geld zur Herausgabe beschaffte und bis zu seinem Tode ein fleißiger Mitarbeiter war. Mit ihrer glücklichen Mischung aus historischem und aktuellem Stoff wurde die Zeitschrift ein wertvolles Glied im nationalen Kampf. Sie ist heute die meistverbreitete historische Zeitschrift in Dänemark. Vom Jahre 1898 an wurde die Zusammenarbeit der Hilfsorganisationen noch mehr erweitert durch die sogenannten Frühjahrs-treffen, d. h. jährlichen Treffen zwischen den Repräsentanten der vier genannten Vereine auf der einen Seite und ausgewählten Repräsentanten der nordschleswigschen Bevölkerung auf der anderen Seite. Man mußte natürlich mit der größten Vorsicht vorgehen, um nicht das Mißtrauen der deutschen Behörden zu wecken. In diesen Treffen, die durch die Initiative von Fräulein Thalbitzer zustande kamen, fand man eine glückliche Lösung der Frage, wie die Gesichtspunkte der schleswigschen Bevölkerung gegenüber den unterstützenden Kreisen im Königreich zu Worte kommen konnten. Besonders durch das bewundernswerte Zusammenspiel zwischen H. P. Hanssen und A. D. Jørgensen konnte die Unterstützung jetzt an die Stellen geleitet werden, wo sie am meisten erforderlich war und den meisten Nutzen brachte.

VERHÄLTNIS ZUR VOLKSHOCHSCHULE

Anläßlich einer Trauerfeier für A. D. Jørgensen brachte der spätere dänische Außenminister, der Historiker L. Moltesen (1865–1950) in einer Gedächtnisrede auf der Hochschule in Askov zum Ausdruck, daß Jørgensen „ein Vorbild dafür ist, wie ein Volkshochschullehrer die Geschichte behandeln soll. Er stand in der Mitte zwischen der Universität und der Volkshochschule, und das Beste von beiden vereinte er in sich, und hier soll nicht vergessen werden, daß er sowohl im Sturm als auch in der Stille ein Freund der Volkshochschule war, obwohl er in keiner Weise blind dafür war, was an ihr auszusetzen sein konnte“. Es ist denn auch einleuchtend, daß sowohl A. D. Jørgensens Geschichtsanschauung als auch sein besonderes Verhältnis zu seinem Publikum ihn in engen Kontakt mit der Hochschulwelt bringen mußte, auf die besonders seine aufklärenden Schriften einen großen Einfluß ausübten. Aber wie Moltesen mit Recht bemerkt: A. D. Jørgensen stand der Hochschule keineswegs unkritisch gegenüber.

Für A. D. Jørgensen war es ein zentraler und oft ausgesprochener Gedanke durch sein historisches Schaffen auf sein Publikum – sein Volk – einzuwirken, das nach seiner Auffassung in erster Linie gehärtet werden mußte, wodurch er, wie er an Gustav Johannsen schrieb, seinen Beitrag zu dem neuen Dannewerk geben wollte. Im Hinblick auf den Geschichtsunterricht konnte er so weit gehen, wie zu dem für einen Wissenschaftler recht eigentümlichen Ausspruch: „Was man nämlich als das Wesentliche im Geschichtsunterricht festhalten muß, ist nicht die Korrektheit, die wir doch nie erreichen, sondern die Wärme und Innerlichkeit in der Mitteilung.“ Daß Jørgensen mit dieser Anschauung etwas Gemeinsames mit der

Hochschulbewegung hatte, war ihm klar. Es heißt in einem Brief von 1893: „Für mich hat die Arbeit für die geschichtliche Aufklärung immer als das letzte Ziel der Wissenschaft gestanden, und ich habe daher regelmäßig Verbindung mit Volkshochschulen und verschiedenen aufklärenden Vereinen aufgenommen.“

Dies ist jedoch erst die Ansicht des reifen A. D. Jørgensen von dem Verhältnis zwischen Aufklärung und Forschung. In „Bidrag til Nordens Historie i Middelalderen“ (Beiträge zur nordischen Geschichte des Mittelalters), herausgegeben 1871, betont er nachdrücklich im Vorwort, daß jede der Abhandlungen des Buches vermutlich das Recht auf „volle Wissenschaftlichkeit“ für sich in Anspruch nehmen kann, „indem sie sowohl zu selbständigen Ergebnissen führt, als auch ihre Begründung auf wissenschaftlichem Wege anstrebt“. Gleichzeitig sind sie „doch alle verfaßt mit dem Ziel vor Augen, für jeden gebildeten Leser ohne Kenntnis der in den Quellen benutzten Sprache zugänglich zu sein, und der Verfasser würde es als seine größte persönliche Befriedigung ansehen, wenn solche Leser sich durch die Darstellungen angesprochen fühlen könnten“. Elf Jahre später schreibt Jørgensen über die Aufnahme der „Fyrretyve Fortællinger“ (Vierzig Erzählungen): „Was mich besonders gefreut hat, und was nach meinem Standpunkt das Erfreulichste ist, ist, daß Menschen der höchsten Bildung und mit dem reichsten Wissen, dieses Buch mit Interesse gelesen haben, während es sich gleichzeitig an den Mann aus dem Volke und an halbwüchsige Knaben wendet.“ Der Sprung von dem gebildeten Leser zum Mann aus dem Volke und halbwüchsigen Knaben, den wir hier bemerken können, kann selbstverständlich teilweise durch die Verschiedenheit der Bücher erklärt werden und daraus, daß Jørgensen einmal in einem Vorwort spricht und das zweite Mal in einem Brief. Aber bestehen bleibt doch eine ungeheure Erweiterung des Leserkreises, die eine natürliche Folge davon ist, daß Jørgensens Verhältnis zum Leser sich verändert, als er allmählich seinen nationalliberalen Ausgangspunkt verläßt und sich mehr mit den volklichen Gedanken vertraut macht. Einen ganz bezeichnenden Zwischenstandpunkt

zwischen den angeführten Extremen finden wir im Jahre 1877 in einem Brief an den Kirchenhistoriker H. F. Rørdam ausgesprochen: „Was mich doch immer am meisten gefreut hat ist, einzelne aufmerksame Leser von der Darstellung gefesselt und von der Betrachtung angesprochen zu sehen; das Wissenschaftliche ist ja nur ein Glied in einer Reihe, die nie abgeschlossen wird; der Ertrag, den der Verfasser und der Leser durch die Gedankenübermittlung haben, hat anhaltende Bedeutung.“ Mit dem Gewicht, das hier auf das Verhältnis zwischen Verfasser und Leser gelegt wird, mußte die Bahn frei sein für A. D. Jørgensens Neigungen zur Volkserziehung, sobald „die einzelnen aufmerksamen Leser“ zu vielen wurden. Aber die Gedankenübermittlung wird auch zu etwas anderem, der Schwerpunkt wird verschoben von einem Wortwechsel zwischen Verfasser und Leser zur Wechselwirkung zwischen Erzähler und Zuhörer. Im Jahre 1886 gibt er dem Religionshistoriker H. S. Vodskov (1846-1910) den Rat: „Von bleibendster Bedeutung ist die einfache zuverlässige Erzählung der Ergebnisse der Forschung, so wie sie einen selbst interessieren, und man daher voraussetzen muß, daß sie auch andere interessieren. Führt die Erzählung dann mit sich, daß das Gemüt des Erzählers ergriffen wird, wird dieses leicht an seiner Stimme und an seiner Wortfügung zu hören sein, und erscheinen währenddessen größere Visionen und Bilder vor seinem Auge, werden diese sich leicht vordrängen zwischen seinen fleißig ausgearbeiteten Studien. Ich habe nun einmal den Glauben, daß solche Arbeiten nicht so leicht veralten wie die glänzend komponierten Überblicke; es ist mehr vom täglichen Brot darin, und der Verfasser ergreift und bewegt tiefer durch sein Beispiel als durch seine Leistungen.“ Von hier ist der Weg nicht weit bis zu dem Gesichtspunkt, nach dem Jørgensen mit Hinblick auf den Geschichtsunterricht Wärme und Innerlichkeit in der Mitteilung als das Wesentliche bezeichnet.

Jørgensens konkrete Verbindung zur Hochschulbewegung datiert vom Sommer 1875, als er nach Absprache mit dem Leiter der Vallekilde Volkshochschule Ernst Trier (1837-93) eine

Wanderung durch Westseeland unternahm. Der ursprüngliche Zweck war nur, Städte und Gegenden von historischem Interesse oder besonderer Naturschönheit zu sehen, jedoch der Aufenthalt auf der Hochschule beeindruckte ihn am meisten. „Jetzt möchte ich wünschen, daß alle es genau wie ich machen könnten, einen richtig unmittelbaren Eindruck des Lebens hier zu bekommen, – und dann möchte ich außerdem wünschen, daß viele von dort draußen hier hereinkommen möchten, um sich davon zu überzeugen, daß auch zwischen Pflastersteinen und zwischen altem und neuem Papier Leben keimt.“

Trotz dieser begeisterten Worte, die ja auch zeigen, daß Jørgensen sich noch als Vertreter der Stadt und der Wissenschaft fühlte, war seine Haltung zur Hochschule keinesfalls unkritisch. Gegenüber dem schwedischen Archäologen und Volkstumsforscher Nils Gabriel Djurklou (1829-1904) hebt er zwar hervor, daß die dänischen Hochschulen nicht so schlimm sind, wie man ihnen nachsagt, u. a. befassen sie sich nicht mit Politik und „stehen an den meisten Stellen im schärfsten Gegensatz zur eigentlichen materialistischen Richtung der Bauernliberalen.“ Aber sie haben doch „großen Teil an der hyperidealistischen Bauernvergötterung“, obwohl diese auf dem Rückzug ist, da „all die besten Grundtvigianer mit der politischen Opposition gebrochen haben“. Mit besonderem Hinblick auf Vallekilde hatte Ernst Trier ihm erzählt, „das, wonach er strebte sei, daß die Jungen gleichsam 4-5 Monate in ein Kloster gehen sollten; sie sollten ihre Vergangenheit vergessen, soweit sie aus täglicher Arbeit und Anstrengung bestand, um sich ganz der Aneignung von Wissen und dem Zusammenleben mit gebildeten Männern hinzugeben, deren Aufgabe es ist, auf ihren Geist und ihre Seele einzuwirken“. Auf die Übermittlung von Wissen wurde zu wenig Wert gelegt, aber es war trotzdem eine wirklich große und bedeutungsvolle Arbeit, die hier geleistet wurde, und A.D.Jørgensen „machte die Bekanntschaft von Bauern, die vor mehreren Jahren die Schule besucht hatten, und die nun wahrlich auf einer Stufe standen, die ihnen selbst und ihrem Stand Ehre machte“. Hier war etwas, von dem Jørgensen aus seiner Kindheit in Sundewitt wußte, dessen „Bauern



Ernst Trier spricht in Vallekilde. Zeichnung von Joakim Skovgaard 1888.

freie Menschen waren, die nichts von Frondienst und Pachtwesen kannten, und sie hatten im Laufe der Zeit ihre frei geborene dänische Gesinnung mit einer Kraft behauptet, die keine Bildung hätte besser machen können. Die Bauern hier auf Seeland stehen gewiß weit hinter ihnen zurück, aber ich glaube doch, daß das jüngere Geschlecht auf eine bessere Zukunft hoffen läßt, und die Hochschule hat mit allen ihren Fehlern einen großen Anteil daran.“

Es war diese Arbeit, den vorwärtsstürmenden aber noch außerhalb stehenden Bauernstand in die bewußt volkliche Gemeinschaft einzubeziehen, die eine Saite in Jørgensens Gemüt zum Erklingen brachte. Selbstverständlich wußte er es auch zu schätzen, in Hochschulkreisen sowohl für seine Vorträge als auch für seine allgemein aufklärende schriftliche Wirksamkeit ein dankbares Publikum zu finden. Auf einem besonderen Blatt stand seine politische Zusammenarbeit mit Hochschulkreisen, auf die wir noch zurückkommen werden. In seinen Gedanken über die praktische Durchführbarkeit der volklichen Bil-

dung war Jørgensen erstaunlich weitspannend. Er verließ schnell die Vorstellung von der Notwendigkeit einer umfassenden Wissensübermittlung. Als ein junger Hochschulmann ihm auf Triers Veranlassung eine Arbeit über den Königssohn Bent sandte, der im Jahre 1086 zusammen mit seinem Bruder König Knud dem Heiligen in Odense getötet wurde – die Abhandlung war ausschließlich auf Grundlage von Sagastoff abgefaßt – antwortete er mit einem langen und sehr eingehenden Brief, der in der schonendsten Weise mit der rein gefühlsbestimmten Geschichtsschreibung abrechnete. Allerdings, schreibt er, ist die wichtigste Voraussetzung für eine historische Arbeit, daß man einen Kern findet, einen leitenden und erklärenden Gedanken in dem Stoff, den man behandeln will. „Ohne einen solchen Gedanken ist das Ganze Verwirrung, die Anschauung des Überlieferten ist leer und ermüdend, die Beschäftigung damit ist abstumpfend.“ Doch der Fund eines solchen Kernes ist noch nicht Geschichte. Jørgensen vergleicht es mit seinem eigenen Erleben der Musik. Er hört gerne Musik, aber er ist nicht musikkundig und hat deshalb oft einen ganz subjektiven Gewinn aus einer Komposition, der nicht ihrem eigentlichen Inhalt entspricht. Dies ficht ihn jedoch nicht an, „da ich keinen Grund habe, anderen meine Auffassung mitzuteilen“, sie hat nur dadurch für ihn Bedeutung, daß er „mit Hilfe der Töne eine Reihe von Stimmungen, Visionen, Gedanken oder wie man es nennen will, durchlebt“. Das gleiche macht sich nun geltend in der Geschichte, „doch dort hält es sich nicht bei dem Einzelnen, es wird mitgeteilt, vorgebracht, und es erhebt die Forderung etwas wirklich für alle Gültiges zu sein“. Und es ist „ein großes und verhängnisvolles Ungemach bei vielem, was heutzutage geschrieben und gedruckt und besonders gesprochen und vorgebracht wird, daß diese historische Musik, dieses Spiel der Gedanken und Vorstellungen, sich unwillkürlich dafür ausgibt, die richtige Deutung der eigenen Stimme der Geschichte zu sein . . . Wenn deshalb der erste Schritt auf dem Wege ein Historiker zu werden – (klein oder groß, Verfasser oder Erzähler) – der ist, einen sammelnden erklärenden Gedanken in einem Thema finden zu können, dann ist der zweite, die Berechtigung

dieses Gedankens abzuwägen nach einer sorgfältigen Untersuchung des Überlieferten; das erfordert sehr viel Selbstüberwindung und Geduld“. Hierbei beabsichtigt A. D. Jørgensen doch nicht, Volkshochschulleute zu wissenschaftlichen Vorlesern zu machen. Dieses tritt hervor in einem Briefwechsel über die Auswahl von Quellen über Waldemar II. (dem Sieger), welche er für die „Selskab for historiske Kildeskrieters Overførelse paa Modersmaalet“ (Gesellschaft für die Übersetzung historischer Quellen in die Muttersprache) herausgab. Es ist nicht seine Meinung, „daß die ganze Geschichte in ähnlicher Weise durchgearbeitet werden sollte; im Gegenteil; kann man im Laufe eines Winters diesen oder einen ähnlichen Abschnitt gründlich durchnehmen, mit dem Buch in der Hand, dann kann man gut gleichzeitig die ganze Geschichte des Volkes in der üblichen Weise darstellen; es wird sicher am ganzen Unterricht zu erkennen sein, daß man (sowohl Lehrer als auch Zuhörer) einen anderen Maßstab gefunden hat“.

Die Triebkraft hinter dieser allgemein aufklärenden Wirksamkeit, ob sie sich nun in Schrift oder in Wort äußerte, war für A. D. Jørgensen ein Glauben an die zentrale Stellung der Geschichte im Leben des Volkes. Er schrieb denn auch sein berühmtestes populäres Werk die Fyrretyve Fortællinger (Vierzig Erzählungen) „mit einem sehr ernsten Gefühl für die Verantwortung, die mit der Tätigkeit verbunden ist, zu so vielen zu sprechen“, und er fürchtete, daß es ihm nicht gelingen würde, dieses zu tun, „mit der Überlegenheit und so eindringlich, wie es geschehen müsse“.

Diese Furcht zeugt davon, daß es nicht Jørgensens Ziel war auf jeden Fall Aufklärung zu verbreiten, nur um das Bildungsniveau der Bevölkerung zu heben oder um ein Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen. Wenn er Geschichte schrieb, arbeitete er darauf hin, sein Volk zu nähren und zu formen. Er hatte hier nicht zuletzt den Bauernstand vor Augen, den tiefen Mutterboden des Landes, der „dem ausgemergelten Erdboden“ der gebildeten Klassen neue Fruchtbarkeit zuführen sollte. Hierin konnte er eine Gemeinschaft mit der Hochschule fühlen, doch

nicht in ihrer grundtvigschen Dogmatik, die ihm in manchen Punkten entgegen war und auch nicht mit ihrer selbstzufriedenen Kälte gegenüber der Wissenschaft. Als der Leiter der Volkshochschule von Askov, Ludvig Schrøder (1836-1908), im Jahre 1878 andeutete, daß Jørgensen Lehrer an der Hochschule in Sorø werden müsse, wenn Grundtvigs großartiger Gedanke einer volklichen Akademie realisiert werden könne, war er abweisend. Er hatte den Eindruck, daß man „von dieser Seite sehr wenig freisinnig war, wenn es darauf ankam.“

Für A. D. Jørgensen gab es keine Wahl zwischen der Schule des Lebens und der schwarzen Schule, zwischen Volkshochschule und Universität. In seiner Ideenwelt hatte er sich außerhalb der beiden gestellt. Er wollte sie zwar miteinander versöhnen oder doch zu gegenseitiger Anerkennung bringen, aber er wollte sich nicht auf einer der Seiten engagieren. In einem merkwürdigen und tiefsinnigen Vortrag über die beiden Isländer Jon und Sämund brachte er dieses zum Ausdruck. Sämund war ins Ausland gezogen und hatte sich in dem Maße in vielerlei Weisheit vertieft, daß er vergaß, wer er war. Da wurde er von seinem Jugendfreund Jon wiedergefunden und dazu bewegt, nach Hause zurückzukehren. Sämund steht für die Wissenschaft, „er vergißt alles andere, nur um sich ein immer reicheres Wissen anzueignen“. Aber dadurch wird er an einen gefährlichen Punkt geführt, „dieses Vergessen kann zu einem Pakt mit dem Bösen werden, denn was kann dieser anderes wünschen, als daß der Mensch in der Tat sich selbst vergißt?“ Erst nach Jons Eingreifen findet er in Island einen „natürlichen Wirkungskreis, dort weiß man ihn zu würdigen“. Dies geschieht gerade deshalb, weil sein Geist gereift und sein Gedanke in der schwarzen Schule geschärft ist. Er überragt seine Jugendfreunde „nicht bloß, weil seine Fähigkeiten größer waren, sondern weil er rücksichtslos und sich selbst vergessend die Entwicklung dieser Fähigkeiten förderte“. Bischof Jon, der gleichsam als Symbol für die Volkshochschule gelten kann, hat seine Stärke in seiner tiefen Verbundenheit zum Heimatland. Wo immer er sich bewegt, führt er Island mit sich. Aufklärung und die Erweckung des Geistes sind für ihn nicht nur ein Mittel

zur Selbsterziehung, sondern die höchste Aufgabe des Lebens. Während Sämund einige wenige Auserwählte unterweist, zieht Jon umher und ruht nicht, bevor er alle aufgerichtet hat, die aufgerichtet werden wollen. Jedoch in seiner Gebundenheit an Heimatland und Aufgabe ist er weniger weitschauend als der Weise Sämund. Jon versucht die heidnischen Götternamen und Liebesgesänge auszuwischen, während Sämund sie aufzeichnet, um sie für eine neue Zeit zu bewahren. „Nur er, der in der schwarzen Schule in Frankreich gewesen war, der im Begriff gewesen war, sich selbst völlig zu vergessen, nur er sah, welch ein Schatz dieses war, und er bewahrte ihn.“

Es ist verständlich, daß weder die Hochschulbewegung noch die gelehrte Welt etwas mit diesem Gedankengang anfangen konnte, der an einzelnen Punkten Jørgensens eigene Entwicklung widerspiegelt. Die Hochschule und die Universität kamen erst später in ein abgeklärtes Verhältnis zueinander, als die sozialen Gegensätze zwischen Stadt und Land sich verminderten. Als eine unnötige und schädliche Trennungslinie im Volke mußte Jørgensen die Kluft beklagen, die die volkliche Bildung von der gelehrten trennte, und die sein Wort nicht vermindern konnte. Rein praktisch konnte er jedoch außerhalb der streitenden Lager verbleiben, weil er sich im Archivwesen eine ganz einzigartige Stellung geschaffen hatte.

ARCHIVTÄTIGKEIT

Im Jahre 1869 wurde A. D. Jørgensen als Assistent im Archiv des Königreiches angestellt, obwohl er einige Monate vorher seinem Schulkameraden aus Flensburg A. F. Asmussen, damals Assistent im dänischen Kultusministerium, erklärt hatte, daß er weder wüßte was ein Assistent, noch was ein Archiv sei. Asmussen hatte ihn aufgesucht, um ihn aufzufordern, sich um die freie Stelle zu bewerben, und Jørgensen bewarb sich und bekam sie. Die Anstellung geschah teils auf Grund der zwei Abhandlungen, die er im Jahre 1868 geschrieben hatte, und teils – und wohl vor allem – weil er schleswigscher Emigrant war. Nach Jørgensens eigenen Angaben wurde seine Bewerbung auf Grund der Abhandlung durch den Historiker P. G. Thorsen (1811-83) befürwortet, der sich mit schleswigschen Themen befaßt hatte, und einer von Jørgensens Bekannten, Unterbibliothekar Hans Gundorph (gest. 1874), ging sogar zu Estrup, der als Innenminister die Stellung besetzen sollte und legte ihm nahe, daß man Jørgensen diese Stellung auf Grund seiner Vertreibung schuldig sei. „Und so geschah das Wunderbare, daß ich Nichtakademiker den 'Fortgeschrittenen' vorgezogen wurde, die sich ebenfalls bewarben.“ Die Stellung war zwar nicht einflußreich und ökonomisch bedeutete sie einen Rückschritt für Jørgensen, der einen Teil seiner Stunden an einer Kopenhagener Schule aufgeben mußte, doch es lagen große Möglichkeiten in dieser Anstellung im Archiv der Zentraladministration, das unter dem Druck der steigenden Ablieferungen von den ministeriellen Kontoren im Begriff war, sich zu neuen Archivierungsprinzipien vorzutasten. Mit seinen ansehnlichen administrativen Fähigkeiten und seinem ausgeprägten Ordnungssinn war Jørgensen hier an die rechte Stelle gekommen. Doch

mischte sich ein merkwürdig bedrückendes Gefühl in seine Freude darüber „am Ziel“ zu stehen; es gefiel ihm nicht, seine Ungebundenheit aufgeben zu müssen.

A. D. Jørgensen wurde der große Organisator des dänischen Archivwesens, und äußerlich wurde seine Tüchtigkeit auf diesem Gebiet dadurch anerkannt, daß er, der im Jahre 1874 Bevollmächtigter geworden war, Neujahr 1883 das Amt des Geheimarchivars übernahm, dessen Arbeitsgebiet früher nur die Leitung des Geheimarchives umfaßte, nun jedoch erweitert wurde auf die Leitung dieses und des Archivs der Ministerien. Diese administrative Zusammenlegung wurde durch ein Gesetz festgelegt und weiter ausgebaut im Jahre 1889, als die verschiedenen dänischen Staatsarchive unter der Bezeichnung „Reichsarchiv“ zusammengefaßt wurden, woran Pläne für eine Reihe von Provinzarchiven, den jetzigen Landesarchiven, geknüpft wurden. Der Arbeitseinsatz, den A. D. Jørgensen bei der Zusammenfassung des Archivwesens leistete, ist um so mehr bewundernswert, als der tägliche gleichmäßige Ablauf der Büroarbeit ihm kaum sonderlich zugesagt hat. Viel besser eignete er sich dazu, Pläne zu entwerfen und seinem starken Produktionsdrang nachzugeben. Sein Einsatz ist daher auch in erster Linie der, daß er die Hauptlinien absteckte und die rechten Mitarbeiter zu finden vermochte und diese in Gang zu setzen wußte.

Das Archivwesen befand sich schon vor A. D. Jørgensens Anstellung in einer Reformperiode. Am wenigsten gilt dieses für das Geheimarchiv, das 1848-82 von C. F. Wegener (1802-1892) geleitet wurde, seinerzeit C. F. Monrads und Regenburgs Geschichtslehrer im Internat in Sorø. Das Geheimarchiv war ursprünglich als Aufbewahrungsort für die Dokumente entstanden, die die Krone notwendigerweise bewahren mußte, später wurden hier auch Akten, die die Verwaltung nicht bei ihrer täglichen Arbeit brauchte, abgeliefert. Das Ordnungsprinzip bestand darin, daß die Dokumente nach ihrer Art gesammelt wurden, z. B. königliche Testamente für sich, Verträge für sich usw., andere wurden nach Personen oder Gegenden geordnet.

Nach 1850, als das Archiv größere Lieferungen älteren Archivstoffes von den neu errichteten Ministerien erhielt, brach dieses System zusammen. In Wegeners 34jähriger Amtsperiode wurden 80-90.000 Registerzettel ausgeschrieben, jedoch umfaßte diese ungeheure Arbeit, die zudem noch vorläufiger Art war, nur 1 0/0 des Archivinhalts.

Das Archiv des Königreichs war im Jahre 1861 durch Vereinigung des Kanzleiarchivs und des Kammerarchivs entstanden, das waren die Archive der zivilen Ministerien und des Finanzministeriums in neuerer Zeit. Auf Grund persönlicher Verhältnisse behielt man jedoch zwei Archive, und hiervon verdient besonders das Kammerarchiv, das von Johan Grundtvig (1822-1907) geleitet wurde, unser Interesse. Auf Veranlassung des dänischen Staatsmannes D. G. Monrad (1811-87), der 1860-61 Innenminister war, begann Grundtvig eine umfassende Arbeit zur Ordnung des vollständig desorganisierten Archives. Der Grundgedanke hierbei war der, die neueren Ablieferungen gewisser Gruppen in der selben Ordnung in das Archiv eingehen zu lassen, in der sie abgeliefert wurden, so daß die Ordnungsprinzipien der Administration beim Archivmaterial beibehalten wurden, und die Archivalien jedes Ministeriums und jedes Kontors zusammenblieben, wobei deren eigene Hilfsmittel (Journale etc.) benutzt werden konnten. Grundtvig war jedoch nicht ganz konsequent in der Durchführung dieses sogenannten Provenienzprinzips, indem er auch die älteren Archivalien im Archiv ordnete, aber hier im wesentlichen die administrative Einteilung seiner eigenen Zeit zugrunde legte. Dieses verbesserte A. D. Jørgensen später, indem er versuchte, die Administrationsverhältnisse früherer Zeiten klarzulegen, so daß die Verwaltungsstruktur jedes Zeitraums bei der Einordnung der den Zeitraum betreffenden Aktenstücke zugrunde gelegt wurde. Außerdem überführte er dieses Ordnungsprinzip auf das Geheimarchiv, obwohl ein großer Teil der Arbeit für seine Nachfolger liegenblieb.

Grundtvig wurde erstaunlich schnell fertig; schon im Jahre 1867 konnte er dem Innenministerium berichten, daß die Einordnung im großen und ganzen gesehen zu Ende gebracht war,

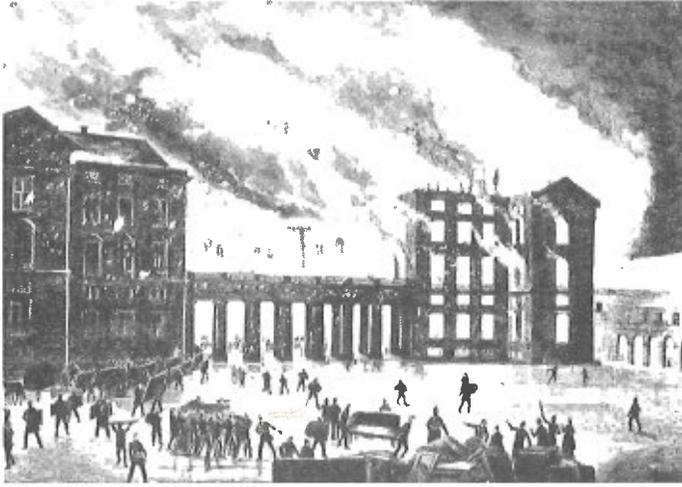


*C. F. Wegener, Regenburgs und C. F. Monrads Lehrer,
1848–82 Geheimarchivar.*

und im selben Jahr brachte er in Vorschlag, alle Archive der Ministerien zu einem Ganzen zusammenzufassen, um sie einem Reichsarchivar zu unterstellen. Der Vorschlag war jedoch unter den damaligen Umständen verfrüht, scheint aber die Wirkung gehabt zu haben, daß das Archivkontor des Königreiches ei-

nige Jahre später unter das Kultusministerium verlegt wurde, wodurch eine zukünftige Zentralisierung des Archivwesens in Reichweite kam, weil das Geheimarchiv schon diesem Ministerium unterstand. Grundtvig war verständlicherweise enttäuscht über die Ernennung Jørgensens, war aber auf Grund seines Alters kaum der richtige einer umfassenden Reformarbeit im gesamten Archivwesen vorzustehen. Er ersuchte um seinen Abschied und bekam ihn im Jahre 1884, während Wegener eine Woche vor Jørgensens Antritt verabschiedet wurde. Bis zuletzt hatte er versucht, die Ernennung Jørgensens zu verhindern.

Die Übernahme des erweiterten Amtes eines Geheimarchivars brachte große Verantwortung für A. D. Jørgensen mit sich, die er mit seiner besonderen Einstellung gegenüber der Vergangenheit durchaus nicht auf die leichte Schulter nahm. Nun stand er täglich „zwischen den ältesten und teuersten Erinnerungen unseres Volkes als ihr Hüter und Verantwortlicher, als Erbe nach so vielen dänischen Männern, die im Laufe der Jahrhunderte zwischen diesen Schätzen verweilt haben: Hvidtfeldt, Krag, Griffenfeld, Arne Magnussen, Gram, Langebek, N. M. Petersen“ – kein Wunder, daß er seine große Verantwortung fühlte und sich selbst die Frage stellte, ob es ihm gelingen würde den „Schatz des Reiches“ fruchtbar zu machen. Gut anderthalb Jahre nach seinem Amtsantritt brannte das Schloß Christiansborg ab, und zeitweilig sah es so aus, als ob die Flammen auch das Archiv bedrohten. Während die Gefahr drohte, dachte Jørgensen nur an die vorbeugende Rettungsarbeit, aber als die Lohe zusammensank, hörte er „gleichsam einen vielzüngigen Dankgesang der vielen vielen ungeborenen Geschlechter, die ihre Nahrung diesen Erinnerungen entnehmen sollen“. „Was wären wir jetzt gewesen, wenn das Unglück *uns* getroffen hätte? – Tausende und aber Tausende unbekannter Bilder unserer Vergangeheit wären für immer zugrunde gegangen. Wie Michelangelo behauptete, daß alle seine großen Bilder im Marmor ruhten, er habe nur die Aufgabe, sie von der Schwere des Steins zu befreien, so liegen diese zahllosen Erzählungen in dem



Der Brand von Schloß Christiansborg 1884, von der Reitbahn gesehen. Zeichnung von Knud Gamborg.

alten häßlichen Papier und warten nur darauf, daß dänische Augen sie sehen, und dänische Ohren ihnen lauschen sollen.“

Für die Ausnutzung des Archivs mit den reichen, jedoch bisher verstreuten Archivalien war die Umbildung durch A. D. Jørgensen von großer Bedeutung. Es war früher außerordentlich schwierig gewesen, eine Untersuchung systematisch zu Ende zu führen, weil der Stoff nach zufälligen und mechanischen Prinzipien auf unzählige Gruppen und Archive verstreut war; alleine das Geheimarchiv umfaßte 100 besondere Archive. Auch Wegeners Kälte gegenüber dem, was er als „müßige Neugier“ bezeichnete, war eine Hinderung gewesen. Er hatte die Institution als das „königliche“ und „geheime“ Hausarchiv betrachtet und sagte am liebsten nein, wenn jemand das Ansinnen stellte, es benutzen zu dürfen. Jørgensen fand beispielsweise einmal ein Paket mit Abrechnungen von der Gefängniszeit des Königs Christian II. auf Schloß Sonderburg, aus denen hervorging, daß er sehr viel besser behandelt worden war, als die Tradition erzählt. Auf seine Anfrage, warum Allen und

Paludan-Müller – zwei Historiker, die intensiv mit diesem Zeitraum gearbeitet hatten – diese Abrechnungen nicht gekannt hätten, antwortete der verantwortliche Archivbeamte, daß Wegener den Archivaren verboten habe, die Aufmerksamkeit der Benutzer darauf zu lenken, was im Archiv vorhanden sei.

Jørgensens Antritt als Geheimarchivar fiel zusammen mit der administrativen Vereinigung des Geheimarchivs und des Archivs der Ministerien. Als der energische konservative Jacob Scavenius (1838-1915) im Jahre 1880 Kultusminister wurde, bekam Jørgensen durch Asmussen, der jetzt Kontorchef war, eine Aufforderung, einen Entwurf zur Ordnung der bunten Archivverhältnisse zu machen, aber die durch innerpolitische Streitigkeiten veranlaßte Lähmung des Parlamentes, die zu einer Obstruktionspolitik führte, verhinderte die Durchführung dieses Vorschlags, dessen Grundgedanke es war, den gesamten Archivstoff in einer organischen Gesamtheit zu sammeln, zusammengefaßt nach Gruppen, die nach ihrem historischen Ursprung geordnet waren. Die Verbindung nach Außen sollte von zwei Zentren ausgehen, einem Expeditionskontor für die Ausleihe an die Regierungskontore und einem Lesesaal zur Verfügung für die Besucher. Unabhängig von der Verteilung der internen Arbeitsaufgaben sollten alle Sammlungen des Archivs zu einer Gesamtheit zusammengefaßt und als Ganzes benutzt werden können. An Stelle dieses Vorschlags wurde bei Jørgensens Antritt durch eine königliche Resolution durchgeführt, daß die Archivalien zwischen den zwei bestehenden Archiven umverteilt werden sollten, die beide unter Jørgensens Leitung gestellt wurden und zwar so, daß das Archiv des Königreichs alle die im Jahre 1660 und später errichteten Archive der zivilen Kollegien und Ministerien umfassen sollte, mit Ausnahme der Archivalien der außenpolitischen Verwaltung, diese sollten in das Geheimarchiv eingegliedert werden, zusammen mit allen älteren Archivalien und allem, was das Königshaus, das Verteidigungs- und Kriegswesen, so wie alles, was die abgetretenen Gebiete betraf, anging.

Das war ein enormes Arbeitsprogramm. Aber hierzu kam noch eine wesentliche Erweiterung des Arbeitsgebietes des Archiv-

wesens. Schon im Jahre 1872 war die Frage einer wünschenswerten und wirksamen Aufsicht mit und sicheren Aufbewahrungsstellen für die Archive der Lokaladministration in einem Folketingsausschuß erhoben worden, der gebildet worden war anläßlich eines Lohngesetzes für Archivbeamte, indem man verhindern wollte, daß „die Quellen zur Geschichte des Landes Jahr für Jahr, wie es oft geschehen ist, auf eine absolut unverantwortliche Weise vernichtet und zugrunde gerichtet werden“. Im Jahre 1880 war es Jørgensen gelungen durchzuführen, daß eine Nachprüfung aller lokalen Amtsarchive vorgenommen wurde. Das Resultat war haarsträubend. Kreis-, Kreisverwalter- und Hardenarchive u. a. waren des öfteren mehr oder weniger zufällig angebracht, so gut wie immer ohne Schutz im Falle von Feuer, oft der Feuchtigkeit ausgesetzt, in der Regel für die Benutzung unzugänglich, manchmal doch mit Zugang für alle, weil sie entweder auf offenen Bodenräumen lagen, oder weil der Schlüssel für die betreffende Bodenkammer auf „einem Nagel an dem der Tür am nächsten gelegenen Balken im Dach“ aufgehängt war. Ein Amtsarchiv befand sich sogar auf einem Boden, der nur durch eine Luke im Giebel zugänglich war, an den eine lose Leiter gestellt werden mußte. Die Archivalien lagen hier dicht an einem Schornstein und neben einem Heuhaufen. In der Decke war ein Loch, durch das Dampf aus einem Waschhaus hinaussteigen konnte. Selbst wenn es nicht überall so schlimm war, war es doch höchste Zeit einzugreifen, um zu retten, was noch zu retten war.

Im Jahre 1888 wurde im Folketing der Vorschlag zu einem Gesetz zur Errichtung eines Reichsarchivs eingebracht, welcher eine Wiederaufnahme von Jørgensens Gedanken aus dem Jahre 1880-81 war, erweitert durch den Vorschlag zur Errichtung von drei Provinzarchiven (aus denen später die jetzigen Landesarchive wurden), wovon eines in Kopenhagen für Seeland und Lolland-Falster sein sollte, eines für die Bistümer Aalborg, Viborg und Aarhus, sowie das Amt Ringkøbing im Bistum Ribe und eines in Odense für Fünen und den Rest des Bistums Ribe. Über die Anbringung des jütischen Archivs spricht der Vorschlag sich nicht aus, aber es wird doch gesagt,

daß es „unpraktisch sein würde, solche Institutionen mit historischen Erinnerungen zu verbinden und an die alten Hauptstädte der Lande (Viborg, Ribe usw.) zu denken; die Rücksicht darauf, diese leicht zugänglich zu machen, muß in den Vordergrund treten, und es muß angeraten werden, das Eisenbahnnetz der Gegenwart, sowohl für die Wahl des Ortes der Archive als auch deren Umland zugrunde zu legen“. Ohne Zweifel war es die Meinung, daß das jütische Archiv in Aarhus eingerichtet werden müsse; es war das Folketing, das dieses in Viborg anbrachte und die Bistumseinteilung beseitigte – die eine Konsequenz des Herkunftsprinzips war – und dadurch bekam das gesamte Jütland sein Archiv in Viborg. Der Geheimarchivarstitel wurde jetzt in Reichsarchivar verändert.

Für A. D. Jørgensen war die Annahme dieses Gesetzes eine tiefe persönliche Befriedigung. Es gab ihm den Rahmen, den er für notwendig ansah. Es war gleichzeitig eine Befriedigung für ihn, in dieser Sache sowohl das Vertrauen der Regierung als auch der Opposition gewinnen zu können, „ich habe über die Walstatt gehen können wie ein Mann des Roten Kreuzes, sicher darin, daß alle verstehen würden, daß das, was ich anstrebte, zum Nutzen und zur Ehre des ganzen Volkes sei. Dagegen verzichte ich gerne auf den Einfluß und die Bedeutung, die ich sonst vielleicht hätte erreichen können, und von denen ich jetzt nicht das mindeste bekomme.“

A. D. Jørgensens administrative Fähigkeiten und sein Sinn für großzügige Reformen können nicht in Zweifel gezogen werden. Dagegen wirft der Konflikt mit einem seiner Untergeordneten, dem späteren Reichsarchivar V. A. Secher (1851-1918) einen Schatten über seine Jahre als Reichsarchivar. Der bittere Streit wurde mit einem ansehnlichen Aufgebot von Kleinlichkeit und Unverträglichkeit ausgekämpft, bis Secher im Jahre 1897 vorübergehend den Archivdienst verließ, um Amtsrichter in Nakskov zu werden. Erst im Jahre 1903 nach Brickas Tod kehrte er ins Archiv zurück, um diesen abzulösen, der A. D. Jørgensens Nachfolge angetreten hatte, Secher war danach Reichsarchivar bis 1915. Die zwei Männer hatten sich



Rechtshistoriker V. A. Secher, 1903–15 Reichsarchivar.

ursprünglich recht nahe gestanden. Secher, der Rechtshistoriker war und Systematiker par excellence, ergänzte auf eine glückliche Weise den mehr intuitiven und ideenreichen A. D. Jørgensen. Er war bereits im Jahre 1875 Mitarbeiter im Archiv des Königreichs geworden, 1889 wurde er zum Archivsekretär im Geheimarchiv befördert und 1892 wurde er Provinzarchivar in Kopenhagen. Da war das Verhältnis zwischen ihm und A. D.

Jørgensen schon nicht mehr so gut wie früher. Als Erklärung hierfür darf man nicht zu der Vermutung Zuflucht nehmen, daß der Schüler zu selbständig geworden war. Jørgensen scheint für die Probleme seiner Untergeordneten viel Verständnis gehabt zu haben, und er hat ihnen recht lockere Zügel gelassen. Das gleiche war ja charakteristisch für seine schleswigsche Tätigkeit, wo er lieber glimpflich zu Werke ging, als seine Autorität zu gebrauchen, um anderen seine Auffassung aufzuzwingen. Für Marcus Rubin, der die Arbeitsverhältnisse im Reichsarchiv im Anfang der 90er Jahre kannte und selbst die Schwierigkeiten abschätzen konnte, die damit verbunden sind, einen stagnierten Administrationszweig zu reformieren, war es selbstverständlich, daß im Reichsarchiv zu Jørgensens Zeit keine Hierarchie herrschte, sondern ein Primus-inter-pares-Verhältnis. Der Gegensatz zwischen Jørgensen und Secher dürfte daher eher in einer Nichtübereinstimmung der Gemüter begründet gewesen sein, die lichterloh ausbrechen mußte, als Secher als Provinzarchivar auf eigenen Beinen stehen sollte, jedoch schon lange geschwelt und ihre Nahrung aus der Spannung zwischen Sechers streng methodischer Veranlagung und Jørgensens mehr sprunghafter und manchmal willkürlicher Natur gezogen hatte. Der erste offensichtliche Streitpunkt war denn auch Jørgensens Unwillen darüber, daß Secher seine neue Stellung als eine Sekretärstellung auffaßte und daher häufig Berichte über die Verhältnisse am Provinzarchiv machte. Hieraus entwickelte sich bald ein heftiger Streit über Kompetenzfragen und Anstellungsverhältnisse, der sich noch dadurch steigerte, daß Jørgensen aus persönlichen Gründen mit Asmussen – jetzt Departementschef (Staatssekretär) im Kultusministerium – brach, der offensichtlich seinen außerordentlich empfindsamen Schulgefährten gerne ärgern mochte, wie z. B. als er veranlaßte, daß man Secher – ohne Jørgensen zu fragen – das Ritterkreuz des Danebrogensordens verlieh. Im Jahre 1896 erreichte der Streit seinen Höhepunkt. Secher wünschte jetzt die größtmögliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Reichsarchivar, der dagegen seinerseits die Aufrechterhaltung seiner Befugnisse forderte und



*A. F. Asmussen, von 1867 Beamter im Kultusministerium,
1888–1912 Departementschef.*

erklärte, sonst seinen Abschied einreichen zu müssen. Er bekam seinen Willen; Secher ging und war eine Reihe von Jahren ein Schreck für die Vagabunden in Lollands nördlicher Harde, erwarb sich jedoch auch den Ruhm, daß kleine Leute bei ihm ihr Recht bekommen konnten. Nach Jørgensens Tod im Herbst 1897 – er starb an einer Lungenentzündung und Herzschwäche, doch die Familie setzte den Todesfall mit dem aufreibenden Streit in Verbindung – hoffte Secher, Reichsarchivar zu wer-

den, doch er wurde enttäuscht. Als er es im Jahre 1903 wurde, war er eifrig bemüht, den Anteil Grundtvigs an der Einführung des Provenienzsystems hervorzuheben, und seine Archivleitung konnte – möglicherweise als Reaktion gegen den Widerstand, auf den seine Ernennung zwischen den Archivbeamten gestoßen war – ein schroffes Gepräge annehmen, oft war seine Kritik anderer unnötig verletzend. Er vollzog Jørgensens Reform mit größter Genauigkeit, wohl nicht ohne das Bewußtsein, daß jetzt erst richtig Ordnung in die Sachen kam.

POLITISCHE ANSCHAUUNGEN

A. D. Jørgensen konnte sich gelegentlich damit zusetzen, daß er außerhalb der politischen Parteien in Dänemark stand, und dies ist mit gewissen Einschränkungen richtig, wenn wir auf den älteren A. D. Jørgensen sehen. Als junger Mann war er dagegen nationalliberal, hatte als 19jähriger C. V. Rimestads Artikel in der konservativen Berlingske Tidende mit Begeisterung gelesen, sich in Gedanken der „großen allbeherrschenden nationalliberalen Partei besonders 'Fædrelandet'“ (Das Vaterland) angeschlossen und wollte nach dem Schicksalsjahr 1864 nicht an dem „wildem Sturm gegen die national-liberale Partei teilnehmen, deren Männer uns nach ihrer redlichsten Überzeugung so regiert hatten, wie es geschehen war“; im Gegenteil wurde er „eifriges“ Mitglied von „Dansk Folkeforening“ (Dänischer Volksverein), der im Jahre 1865 von einer Reihe hervortretender nationalliberaler Politiker gegründet worden war. Gerade zu dieser Zeit nennt er unter den guten Auswirkungen des Krieges die größere Einheit der nationalen Partei und sieht die ganz „ungewöhnlich klassischen Artikel“ der Blätter als den am meisten ins Auge fallenden und strahlendsten Beweis „unserer nationalen Berechtigung“ an, „ein selbständiges Volk zu sein, angesehen in Europa, vielleicht ehe ein Menschenalter vergeht, bewundert“.

Diese nahe Verbindung zu den Nationalliberalen konnte nicht halten, sie mußte im Laufe der Zeit brechen, als seine Auslegung des Grundes zu Dänemarks Unglück ihn dazu führte, ein Urteil über die Männer dieser Partei zu fällen; sie mußte auch aufhören, als er sich immer tiefer in die Vorstellung über den organischen Zusammenhang in der Geschichte hineinarbeitete, die nicht mit der doktrinären Ansicht der Nationalliberalen harmonierte, und gleichfalls mußte es entschei-

dend sein, daß die nationalliberale Liebelei mit der Bildungsaristokratie in Gegensatz zu seinem wachsenden Verstehen für die Notwendigkeit kam, immer weitere Kreise des Volkes ins Gespräch zu ziehen. Diesen Gegensatz spürt man schon in seinen Lehrerjahren in Flensburg, wo er mißbilligend das selbstzufriedene Oberklassengefühl der Beamtenfamilien erwähnt, ja schon als Schüler klagt er über eine ähnliche Einstellung bei den Lehrern.

Doch selbst wenn Jørgensens Verbindung zu den Nationalliberalen loser wurde, und er die leitenden Männer dieser Partei immer kritischer betrachtete, entfernte er sich nie so weit von seinem politischen Ausgangspunkt, daß er absolut über den Parteien stand. Nicht bloß fuhr er fort die Ideale seiner Jugend zu „lieben“ – auch wenn er sie verurteilte – sondern er empfand sein ganzes Leben hindurch Abscheu vor „den eigentlichen materialistischen Bauernliberalen“; den liberalen Redakteur Hørup und den Literaturkritiker Georg Brandes sah er für „Geistesnihilisten“ an, und die anbrechende sozialistische Bewegung war eine ganz fremde Welt für ihn. Diese Begrenzung hängt mit dem idealen Maßstab zusammen, den A. D. Jørgensen dem politischen Leben anlegte: sein grundlegendes Kriterium war das Gedeihen der Nation, und hinter seiner gelegentlichen politischen Aktivität, so wie seinen politischen Beurteilungen, lag eine sehr großzügige Anschauung von der Geschichte des Vaterlandes und dessen Zukunft, „eines alten Volkes ehrenvolle Vergangenheit ist gleichsam überall anwesend, ein stummer Zeuge seines Tuns in der Gegenwart.“ Ein beträchtlicher Teil seines politischen Programms wird durch das Motto ausgedrückt: „Ein Volk kann alt werden, doch es altert nicht, solange es seinen Platz in der Entwicklung der Welt behauptet, und es kann nicht sterben, solange es sich selbst treu bleibt.“ Gut ist, was die Entwicklung eines Volkes fördert, aber es ist bemerkenswert – besonders mit Hinblick auf Jørgensens Haltung zum Brandesianismus und zum Sozialismus – daß vorausgesetzt wird, daß diese „Entwicklung“ innerhalb des Rahmens geschieht, der durch die Treue des Volkes gegen sich selbst abgesteckt ist. A. D. Jørgensen lehnte keineswegs fremde Ein-

wirkungen ab, doch mußte eine Umpflanzung dieser von außen kommenden Impulse geschehen, damit sie sich organisch in das Volksleben einfügen und Früchte tragen könnten. Deshalb brach er nach einer Reihe von Jahren die Mitarbeit an der Zeitschrift „For Idé og Virkelighed“ (Für Idee und Wirklichkeit) ab, als diese einen flammenden Artikel von Bjørnson gebracht hatte, der die Jugend zum Kampf gegen die national-liberale Intelligenz aufrief. Jørgensen verspürte Empörung „wenn jemand, er sei fremd oder eingeboren, das mit Füßen treten will, was ein wesentliches Glied in der nationalen Entwicklung ist“. Aus dem gleichen Grund war Georg Brandes gefährlich; er hatte „uns eine fremde Geistesrichtung hineingeworfen in einer höchst unnationalen Form, für eine Jugend, die gleichfalls an schwacher Verdauung gerade in dieser Richtung leidet“, und mit Hinblick auf die sozialdemokratischen Führer hegte Jørgensen keinen Zweifel an deren „denationalisierenden Tendenzen“, obwohl er daran glaubte, daß die Bauern, wahrscheinlich auch die Arbeiter, sicher sich „im gegebenen Augenblick als gute dänische Männer zeigen würden“.

Die letzte Bemerkung ist bezeichnend für Jørgensens Glauben an das Volk, einen Glauben, auf den wir schon im Zusammenhang mit seiner Verbundenheit zur Volkshochschulbewegung gestoßen sind. Dieser erscheint in einem überraschenden Licht durch eine Bemerkung, mit der Jørgensen Johannes Ewalds Dichtung über das Volksleben zu verstehen versucht: „Daß er hier, wie in der ältesten Geschichte des Volkes auf das dänisch-nationale in seiner echtsten Form stieß, war ihm wohl kaum selbst bewußt, aber ist um so einleuchtender für die Nachwelt.“ Mit dieser Erklärung, die ihren Hintergrund in der Geschichts- und Volksauffassung der Romantik hat, sucht er des Dichters eigene, auf den Gedankengang der Aufklärungszeit bauende Erklärung zu entkräften. Er geht jedoch über die Romantik hinaus, indem er sich nicht mit dem bloß passiven Erhalten von nationalen Werten durch das Volk begnügt. Einer kräftigen Entwicklung unserer Nationalität „und besonders einer unermüdlichen Arbeit für die Aufklärung des einfachen Volkes“ maß Jørgensen die allergrößte Bedeutung für unsere

Zukunft als Nation bei. „Je mehr das Selbstgefühl gestärkt wird, und je mehr das Wissen den breiten Schichten des Volkes vermittelt wird, desto sicherer steht nicht nur die Nationalität, sondern um so reicher wird sie sich für uns alle entfalten. Aber ich darf es nicht wagen, unsere Bestrebungen hierauf einzuschränken. Es ist genau so notwendig, daß die höheren Ausdrucksformen der Nationalität gedeihen, denn nur durch diese kann das Volk in Wahrheit fortschreiten. Kunst, Literatur und Wissenschaft müssen um die Wette mit den materiellen Interessen blühen, wenn wir uns darauf Hoffnung machen wollen, weiterhin ein selbständiger Staat unter den anderen Staaten zu sein, und wir müssen für alle fremden Strömungen leicht zugänglich sein und die Fähigkeit haben, diese in unsere eigene Sprache umzusetzen und ihnen unser eigenes Gepräge zu geben.“

Doch die „Entwicklung“ war nur die eine Reihe von Maßnahmen, die notwendig waren, damit Dänemark seinen Platz behaupten konnte. Die andere war das Verteidigungsproblem. Obwohl Außenseiter im Hinblick auf Einzelheiten, war Jørgensen ein warmer Anhänger einer kräftigen Verteidigung. „Die Aufgabe ist nicht die, uns zum Verbündeten einer Großmacht zu machen, sondern die, uns gegen eine plötzliche Überrumpelung zu schützen, unser Recht, selbst unsere Politik zu bestimmen, zu verteidigen. Es darf selbst für eine Großmacht nicht möglich sein, uns aus der Zahl der Staaten auszulöschen in den wenigen Tagen, die bis zu einer allgemeinen Mobilisierung vergehen, wenn Europas Heere sich einmal gegeneinander in Bewegung setzen sollten; wenige Wochen erfolgreicher Verteidigung können unter solchen Umständen unsere Zukunft für Menschenalter entscheiden.“

Hier haben wir also den Maßstab, den Jørgensen an das politische Leben anlegte. Kam dieses zu kurz gegenüber jenem, konnte er davon sprechen, daß eine bestimmte politische Entwicklung nicht bloß „eine politische Obstruktion, sondern auch eine nationale Destruktion“ enthielt.

Diese Worte fielen in Verbindung mit einer Episode wäh-

rend der Reichstagsssitzung 1881/82, als die Gegensätze zwischen der Rechten und der Linken sich zuspitzten. In dieser Sitzungsperiode leiteten die Bauernliberalen unter C. Bergs und Hørvups Führung ihre „Obstruktionspolitik“ ein, um den Konseilspräsident Estrup zum Abdanken zu zwingen, und gleichzeitig sammelte sich um diesen ein unversöhnlicher Flügel von jüngeren konservativen Politikern, hierunter Jørgensens Schulkamerad, Henning Matzen, jetzt Landstingsabgeordneter und Professor der Rechtswissenschaft, ein glänzender Agitator und zweifelhafter Ausleger der Verfassung, der darauf brannte, die Konservativen zum Angriff vorgehen zu lassen. Ein Zusammenstoß über das Staatshaushaltsgesetz schien zu drohen, doch waren die Konservativen noch keine festgefügte Partei, und Jørgensen sah einen Ausweg in der Zusammenarbeit zwischen dem gemäßigten, durch die Volkshochschule geprägten rechten Flügel der Bauernliberalen und den Nationalliberalen. Die Gefahr eines neuen provisorischen Staatshaushaltsgesetzes ging diesmal vorüber, aber die Situation war noch nicht reif für Jørgensens Idee, den rechten Flügel der Bauernliberalen für eine „national-konservative“ Politik zu gewinnen. Diese Politik sollte, „um Ergebnisse zu erzielen, kühn vorgehen und mit Bestimmtheit die Unterwerfung unter die Führer fordern. Eine Regierung dieser Art mußte nicht bloß mit den Reichstagsabgeordneten, sondern auch – und das besonders – mit den Wählern rechnen, diese durch ein offenes freimütiges großzügiges Auftreten gewinnen und sich dadurch die Zustimmung des Reichstages verschaffen. Es geht darum, die wirklich konservativen und die positiven gärenden Ideen der Zeit, wie sie jetzt beim Bauernstand zu finden sind, zu erfassen, zu formen und zu stärken“, erklärte Jørgensen gegenüber dem grand old man der Nationalliberalen A. F. Krieger, den er auch davon zu überzeugen versuchte, daß die grundtvigschen Liberalen in Tendenz und Persönlichkeiten, „ideel“ gesehen die natürlichen Nachfolger und Erben der Nationalliberalen seien. Charakteristisch für die Situation war, daß die Hauptpersonen in der Jørgensenschen Aktion – Krieger und der grundtvigsche liberale Politiker Sofus Høgsbro (1822-1902) – keinen Umgang mit-

einander hatten; Krieger begann die Verhandlung mit Høgsbro durch Mittelsmann; als solcher trat Jørgensen zu wiederholten Malen auf. Er mußte in diesem Zusammenhang auch versuchen, die „Wolke von Verleumdung“ zu entfernen, mit der der eifrige Redakteur des nationalliberalen Tageblatts „Fædrelandet“ (Das Vaterland), C. Ploug, im Laufe der Jahre Høgsbro überhäuft hatte. Das konkrete Ziel für Jørgensens Pläne war die Aufnahme einiger Vertreter der Bauernliberalen in ein eventuelles neues Ministerium. Hier wurde an Volkshochschulleiter Frede Bojsen (1841-1926) und an den Bürgermeister C. Krabbe (1833-1913) gedacht, die beide zu den gemäßigten Liberalen gehörten. Konseilspräsident dieses Ministeriums sollte der nationalliberale Politiker und Richter des Höchsten Gerichts C. S. Klein (1824-1900) – eventuell Krieger – sein. Bei diesen Personen läßt sich schwer etwas finden, das mit Jørgensens Forderung nach einer kühnen Draufgängerpolitik harmoniert, und die Aktion führte denn auch zu nichts anderem, als zu einem scharfen Zusammenstoß zwischen Estrup und Krieger im Landsting. Mehr Glück hatte Jørgensen mit den Verhandlungen, die darauf ausgingen, den Streit um gewisse Etatfragen zu schlichten, insofern wirklich in einem gemeinsam vom Folketing und Landsting gebildeten Ausschuß ein Vergleich zustande kam. Über Jørgensens Anteil daran läßt sich schwer etwas mit Bestimmtheit sagen. Er wirkte wochenlang als Verbindungsmann zwischen Høgsbro und Krieger und schuf dadurch eine Verhandlungsmöglichkeit, die sonst nicht vorhanden gewesen wäre. Darüber hinaus haben seine Ansichten wohl namentlich Bedeutung für Krieger gehabt, der wohl kaum von sich selbst aus an die gemäßigten Liberalen als Nachfolger und Erben der Nationalliberalen gedacht hätte.

Als sich die Situation im Jahre 1885 wieder zuspitzte, trat Jørgensen abermals in Aktion. Das politische Leben deprimierte ihn – er meinte, daß dieses die Ursache zu einer Reihe von Blinddarmentzündungen sei, die ihn in den folgenden Jahren plagten, es war ihm aber auch eine Herausforderung. Als er im Januar 1885 bei dem bekannten Kopenhagener Kommunalpolitiker Jacob Marstrand (1848-1935) mit der leitenden Persön-

lichkeit der Liberalen C. Berg bekanntgemacht wurde, machte er die Erfahrung, daß Berg ein „einfacher und lebenswürdiger Mann war, besser als sein Ruf. Es gehörte kein besonders scharfer Blick dazu, das Unzivilisierte unter der Hülle zu sehen, aber es entspricht nicht all dem Wirbel, den man um ihn gemacht hat.“ Jørgensen klagt bitter darüber, wie unwissend man in „den höheren Regionen“ mit Hinblick auf Berg und das einfache dänische Volk ist. „Welche Tat wäre hier nicht auszuführen, wenn einige mit politischem Verstand hinzutreten und alle guten Kräfte zu einer energischen Anstrengung zusammenführen würden, um unser öffentliches Leben aus dem Sumpf zu ziehen. Niemals habe ich es so klar wie jetzt gesehen, daß es getan werden könnte, daß es *jetzt* getan werden müßte, jetzt hat man auf beiden Seiten genug gelernt, um nachgeben zu können. – Gott halte seine Hand über uns!“

Die Gelegenheit bot sich bald, indem Sofus Høgsbro sich Ende März 1885, als wegen des Staatshaushaltsgesetzes große Not herrschte, an Jørgensen wandte. Die Entwicklung trieb nun dem berüchtigten provisorischen Staatshaushaltsgesetz vom 1. April 1885 zu, Estrups Antwort auf die „Obstruktionspolitik“ der Bauernliberalen. Høgsbro wünschte, daß Krieger den Vorsitz im gemeinschaftlichen Ausschuß übernehmen sollte, den das Folke- und Landsting eingesetzt hatte, um den Bruch abzuwehren, der augenscheinlich von den Konservativen und Teilen der Liberalen angestrebt wurde. Tief beunruhigt suchte Jørgensen Krieger auf und erreichte seine Zusage dafür, daß er mit Bojsen verhandeln wolle, doch er sicherte sich nicht, daß diese Zusage bei Bojsen abgeliefert wurde, der sich daher nicht mit Krieger in Verbindung setzte. Das Provisorium war also eine Tatsache und wäre es übrigens auch gewesen, selbst wenn diese geplante Verhandlung stattgefunden hätte. Das ungeschickte Verhalten der Politiker entrüstete Jørgensen. Er maß dem ständigen Zögern Kriegers einen Teil der Schuld bei. Aber die hauptsächliche Verantwortung für das Provisorium trägt nach seiner Meinung Henning Matzen, dessen „wichtigster, vielleicht einziger Vorteil der ist, daß er weiß, was er will und resolut danach handelt. Er *wollte* ein Provisorium haben und er



*Henning Matzen -
der Webersohn aus Angeln,
ebenso rege als
Rechtspolitiker wie als
Staatsrechtslehrer -
„er weiß, was er will“.
Fotografie aus
den 1880er Jahren.*

bekam es, weil man keinen Widerstand organisierte. Das ist eine Wiederholung der Londoner Konferenz und so mancher anderen verlorenen Schlachten.“

Das Provisorium als solches bedrückte ihn nicht. Es könnte ja doch vielleicht das Gute daraus kommen, daß es die Partei- verhältnisse klären und eine Lehre für die gemäßigten Männer beider Parteien werden würde. Doch dann fühlt er sich überraschenderweise enttäuscht darüber, daß die Regierung sich nur mit äußerster Vorsicht der Möglichkeiten des Provisoriums bedient. Er bricht in den Ruf aus: „Und was bekommen wir als Gegenwert dafür, daß wir den gesetzmäßigen Zustand verlassen haben? Nicht einmal eine Regierung, die etwas zu erreichen vermag! Kann die Rechte damit zusammengehalten werden? – Ich für mein Teil würde es gewißlich tief bedauern, wenn das konstitutionelle System bei uns zusammenfallen würde. Als das

beste sehe ich einen *ernsthaften* Versuch an, die Repräsentanten des Bauernstandes für das bestehende Recht zu gewinnen und deren Mitarbeit und volle Zustimmung. Nach meiner Auffassung ist das jetzt unser größtes politisches Problem. Aber kann das nicht erreicht werden, weil unsere Verfassung unglücklicherweise die Obstruktion zuläßt, und ist nicht genug Verstand vorhanden, diese Schwierigkeit zu überwinden, dann ist das nächstbeste, daß die Regierung die Macht ergreift und ausrichtet, was ausgerichtet werden muß *für* das Volk, wenn auch nicht durch das Volk. Ein drittes ist nicht bloß weniger gut, sondern unzulässig *schlecht*.“

Unter dem Eindruck dieser Betrachtungsweise, die mit seinen wiederholten Erklärungen darüber, daß wir »einen einzigen Mann mit etwas Begabung und Charakter« vermissen, faßt Jørgensen den politischen Zustand nach dem Provisorium im April 1885 als ein »Unglück« auf. Wie der Finnlandsschwede Runeberg in »Svartsjukans Nätter« (»Nächte der Eifersucht«) wollte er eine Reihe von Gedichten schreiben mit dem Titel „Die Nächte der Volkstodesangst“, in denen er u. a. träumt, daß er eine Reihe von Jahren geschlafen habe und in einem von Deutschland unterjochten Land erwacht. Die Deutschen waren ins Land gekommen, weil der Verfassungskampf zum Aufruhr geworden war und mit dem Herbeirufen der deutschen Truppen geendet hatte. Der Schluß des Gedichtes sollte jedoch »hellere Bilder für unsere Zukunft« enthalten. All dieses hat »groß und lebendig vor mir gestanden in klaren Bildern, doch ich kann es nicht in Worte formen. Wie sehr wünsche ich mir, daß ich es tun könnte!« – Ein anderer Plan ging darauf hinaus, daß er an die Landsleute gemeinsam mit sowohl konservativen als auch liberalen Männern einen Aufruf richten wollte »mit einem ausdrücklichen Bekenntnis zu unseren verschiedenen Standpunkten, doch gleichzeitig mit einem ausdrücklichen Tadel für das Auftreten des Lands- und Folketings und der Aufforderung, sich zusammenzuschließen, um für ein versöhnliches Wirken von beiden Seiten einzutreten, und für das Aufgeben der jetzt aufgestellten zwei Ziele, die darauf hinausgehen, einen Sieg mit voller Niederlage des Gegners

zu erzielen«. Aber er fühlte selbst, daß ein solcher Mahnruf zu Boden fallen »und damit nur unsere Erbärmlichkeit noch mehr offenbaren würde«.

Anfang November des Jahres 1885 nach dem Attentat auf Estrup ist Jørgensen wieder mit einer politischen Vermittler-tätigkeit beschäftigt. Wieder steht ein Ministerwechsel auf dem Programm. Kontorchef Asmussen sucht ihn mit der Mitteilung auf, daß der hervorragende Administrator und frühere Finanzminister Wilhelm Sponneck (1815-1888), von dem mehrmals als Kandidaten für das Amt des Konseilspräsidenten die Rede gewesen war, bereit sei, allein oder zusammen mit dem früheren Konseilspräsidenten Graf Frijs – Frijsenborg zum König zu gehen und eventuell selbst in ein neues Ministerium einzutreten. Es ist auch die Rede davon, daß Jørgensen das Amt des Kultusministers übernehmen soll, was er sich jedoch auf das Bestimmteste verbittet. Asmussen wünschte, daß Jørgensen veranlassen sollte, daß Høgsbro nach Jütland reiste, um mit Graf Frijs zu sprechen. Statt dessen kam es zu einem Gespräch zwischen einem der Kollegen Sponnecks und Høgsbro, in dem dieser den Wunsch äußerte, Bojsen hinzuzuziehen, der sich jedoch nicht für diese Verhandlungen interessierte. Was Jørgensen immer noch vorschwebt, ist ein „Zusammenschluß der besseren Teile der Nationalliberalen und der Grundtvigianer“. Als er schließlich diese Hoffnung aufgeben muß, ekelt ihn seine eigene Zeit an „wie der Gestank der Rinnsteine und stillstehenden fauligen Wassers“. In sein Tagebuch trägt er ein: „Ich durchdenke alle Möglichkeiten, ich wiege mich in Hoffnungen und Träumen, weil doch immer etwas hervorzuschimmern scheint; mich widern die agierenden Personen an, und ich erwäge alle die traurigen, fürchterlichen Zukunftsmöglichkeiten. Gibt es eine Hoffnung für uns oder nicht? von wo soll der Stoß kommen? welche fürchterlichen Schicksalsschläge haben uns nicht Schlag auf Schlag in wenigen Menschenaltern getroffen, in der Kläglichkeit des Königshauses, in der verzweifelten Mischung des Volkscharakters aus Weichheit und Störrigkeit und so vielem anderen. Soll es so weitergehen? Ist es genug für mich, Geschichte zu betreiben und Archive zu ordnen? *Kann*

ich anderes und mehr tun? Und ist die Verantwortung einzugreifen nicht größer als es zu lassen – Dolor patriæ, das ist eine entsetzliche Krankheit.“

Dolor patriæ, die Sorge um das Vaterland, das ist der Schlüssel zu A. D. Jørgensens politischer Begriffswelt, die trotz seiner unzweifelhaften Fähigkeit mit den verschiedenen Parteien zu verhandeln, z. B. in Verbindung mit der Durchführung des Archivgesetzes, in ihren Hauptzügen von Ideen, nicht von Rücksicht auf politische Realitäten bestimmt ist. „Wir haben hier im Lande – schreibt er im Jahre 1893 – lernen müssen, daß eine Verfassung eine vortreffliche Sache ist, doch die Rettung des Landes und die Zukunft des Volkes sind ein größeres Ziel.“ Vielleicht erscheint die Sache so, wenn man sie aus einem idealen Blickwinkel sieht. Für die liberalen Männer, die für das Junigrundgesetz in seinem vollen Umfang kämpften, sah sie anders aus. Die Rechtspartei war für sie eine Stadt- und Oberklassenpartei, die ohne ausreichende Rückendeckung im Volk die Macht für sich selbst zu behalten versuchte; wenn es sein sollte auch durch Rechtsverdrehung und Machtanwendung. Jørgensen sah ganz richtig, daß es Möglichkeiten für eine Zusammenarbeit zwischen einem gemäßigten konservativen und einem gemäßigten liberalen Flügel gab. Eine solche Zusammenarbeit ermöglichte denn auch die Vergleichsverhandlungen zu Beginn der 1890er Jahre und brachte im Jahre 1894 einen mageren Vergleich zustande. Aber diese Zusammenarbeit brachte noch zu der Zeit Verderben für die gemäßigten Liberalen, weil die Wähler dies als einen Verrat am Volke auffaßten.

GESCHICHTSAUFFASSUNG

Obwohl eine Reihe von Zügen in A. D. Jørgensens Jugendentwicklung in Richtung auf eine Historikertätigkeit zeigten, waren es die Erlebnisse, die sich an Dänemarks Niederlage im Jahre 1864 knüpften, die seinem historischen Interesse die Richtung gaben und die eigentümliche Verbindung zwischen seinem Tätigkeitsdrang und seiner persönlichen Berufung herstellte, die ein hervortretender Zug in Jørgensens Schriftstellerpersönlichkeit ist. Mit seinen eigenen Worten kann es so ausgedrückt werden, daß er teils die Ursache zu Dänemarks Unglück darlegen, teils seine Landsleute erziehen und stählen, ein geistiges Dannewerk bauen wollte. Die leidenschaftliche Vaterlandsliebe, die von ihm Besitz ergriffen hatte, forderte Auslösung durch die Tat, auch wenn diese Tat nur mit Mund und Feder ausgeübt wurde.

Es lohnt sich, näher auf die genannte Verbindung zwischen Tätigkeitsdrang und Berufung zu sehen. In seiner Abhandlung über den großen dänischen Mittelalterhistoriker Saxo, die ein wichtiger Beitrag zum Verständnis von Jørgensens Schriftstellerpersönlichkeit ist, weil er in dieser Abhandlung zu wiederholten Malen Saxo in einer solchen Weise erwähnt, daß die Ähnlichkeit zwischen diesem und ihm selbst verblüfft, beschäftigt Jørgensen sich u. a. mit dem Verhältnis zwischen der Saga und Saxos Geschichtsschreibung.

Saxo, schreibt er, erreicht nicht die epische Einfachheit und die dramatische Höhe der Saga in der ruhigen Breite der Darstellung und in der großartigen Anlage der Gesamtheit. Dagegen übertrifft er den Sagaerzähler durch den persönlichen Eindruck, den man überall von ihm erhält, in der Freiheit, mit der er sich äußert, in der Würde, mit der er als Richter über das Verwerfliche auftritt, und der Wärme, mit der er dem Er-

habenem huldigt oder vom Menschlichen ergriffen wird. Jørgensen meint, der Unterschied komme daher, daß „die Saga ihren Schwerpunkt in sich selbst hat, sie entwickelt die Einzelheiten nach ihren eigenen Gesetzen, und ihr höchstes Gesetz ist der innere Zusammenhang der Erzählung und das selbständige Interesse der Ereignisse. Sie entwickelt den Gang des Schicksals durch die Zeiten; das Große wird geboren und fällt, die Leidenschaften werden geweckt, sie kämpfen und besiegen einander, bis der Vorhang fällt, wie bei einem Schauspiel“. Es erscheint ihm bezeichnend, daß es Isländer sind, die die Königssagas Norwegens schreiben: „Der Erzähler selbst ist ohne Leidenschaften, wie jener blinde Dichter, der die Kämpfe und Leidenschaften der Vorzeit mit der gleichen Ruhe besang, die das Altertum den Schicksalsgöttinnen zuschrieb.“

Dem wird Saxo gegenübergestellt, und es läßt sich nicht leugnen, daß man daran zweifeln kann, wie weit von Absalons Schreiber oder einem gewissen jungen Mann aus Gravenstein gesprochen wird: „Saxos Geschichte . . . hat ihren Schwerpunkt außerhalb ihrer selbst in der Persönlichkeit des Erzählers; sie ist nicht gleichsam aus sich selbst heraus entstanden im glücklichen Verständnis des Augenblicks zwischen dem Erzähler und dem Zuhörer, sie wird aus einem freien Entschluß geschaffen als Tat eines ganzen Lebens, und das, was sie ins Leben ruft, ist ein persönlicher Grund und ein bestimmtes Ziel: die Liebe zum Vaterland, – nicht nur dem verschwundenen, sondern dem gegenwärtigen – und die Absicht, Glanz über dessen Namen zu breiten. Darin liegt Saxos Vorzug vor dem Mann der Saga, daß er die Geschichte *seines Vaterlandes* schreibt, darum drehen sich stets seine Gedanken, in dessen Namen freut er sich über das Große, entrüstet sich über das Unwürdige, empört sich über dessen Schwäche, trauert über dessen Erniedrigung und jubelt über dessen Erhöhung. Die Kraft des Mannes und die Züchtigkeit der Frau, die Treue, die über den Tod hinaus währt und der Mut, der bis zum letzten aufrechterhalten wird, sind nichts, wovon er erzählt, nur weil man dies in der Saga findet, er betont dieses stark und zeigt darauf hin als leuchtende Beispiele, als Zurufe für die Gegenwart, die Nachfolge und

Selbstzucht zum Großen erfordern . . . das ist eine Geschichtsschreibung, die nicht ihr Ziel in der Wissenschaft hat, auch nicht in der Kunst, sondern indem sie in beiden verwurzelt ist, auf die Persönlichkeit des Lesers zielt.“

Jørgensens Geschichtsschreibung will keine unbeteiligte Beschreibung der Vergangenheit sein. Sie will im Gegenteil von der Vaterlandsliebe ausgehend, die nicht nur die Vergangenheit umfaßt, sondern auch die Gegenwart, verwurzelt sowohl in der Wissenschaft als auch in der Kunst, auf die Persönlichkeit des Lesers einwirken. Dieses Ziel finden wir auch in einem sehr viel späteren Vortrag über das Verhältnis des Geschichtsunterrichts zur wissenschaftlichen Forschung ausgedrückt. Hier heißt es: „Dieses ist es, was uns durch die Geschichte mit der Vergangenheit verbindet und uns untereinander verbindet trotz allem, was trennen kann: daß wir selbst lernen, und daß wir unsere Kinder lehren, sich unter dieses Gemeinschaftsgefühl zu stellen, das die beste Stärke unseres Landes in allem Mißgeschick gewesen ist, so daß es unsere Freude ist an all seinen Erinnerungen, seiner Ehre und seiner Schande Anteil zu haben. Gegenüber diesem Gemeinsamen schrumpfen alle neuen Ergebnisse der Forschung zu etwas sehr Unbedeutendem ein, sie werden nur als Bereicherung und Vertiefung des Altbekannten empfunden, das, was uns an unsere Väter knüpft und mit Gottes Hilfe unsere Kinder und Kindeskinde an uns knüpfen wird.“ Was in dem ersten Zitat verhüllt war, steht hier in vollem Flor. Die Liebe des Historikers zum Vaterland, die ihm die Fähigkeit gab, auf die Persönlichkeit des Lesers „zu zielen“, ist hier zu einem Gemeinschaftsgefühl geworden, das den Historiker und das Volk umschließt.

Der Grundbegriff in der Geschichtsauffassung A. D. Jørgensens ist das *Volk*. „Ich bin nicht verliebt in ein eingebildetes Vaterland, einen abstrakten Volksgeist mit selbstgemachten Zukunftsmöglichkeiten, sondern ich liebe das wirkliche, gegenwärtige Volk und Land, seine Gegenwart und die Vergangenheit, die es hervorgebracht hat. Gleichfalls bin ich überzeugt, daß ich fortfahren werde, es in seiner Zukunft zu lieben, ob sie nun wird, wie ich wünsche und hoffe, oder nicht.“ Dieses Volk

ist jedoch kein statischer Begriff, sondern eine organische Einheit in „Entwicklung“. Ein Zitat aus den „Fyrretyve Fortællinger“ (Vierzig Erzählungen) gibt uns das Lebensgesetz, das nach Auffassung Jørgensens über das Schicksal der Völker herrscht: „Um in der großen Weltentwicklung mitfolgen zu können, ist es eine Notwendigkeit für ein kleines Volk, zwei entgegengesetzte Forderungen zu erfüllen. Das Eigentümliche, das Ererbte und Angeborene muß bewahrt und entwickelt werden: es muß die Quelle der Verjüngung sein, zu der das Volk immer zurückkehrt. Aber es darf auch nicht die übrige Welt aus dem Blick verlieren, was Großes unter fremden Völkern geleistet wird, muß offene Ohren finden, und die gemeinsamen großen Aufgaben müssen eifrige Mitarbeiter aus der Mitte des Volkes finden. Nur so kann der einzelne, und nur so kann das ganze Volk seine Gesundheit und sein selbständiges Geistesleben bewahren.“

Entwicklung ist für Jørgensen kein scharf definierter Begriff, was man auch bei einem Historiker nicht erwarten kann. Er kann sehr wohl den Ausdruck synonym mit Fortschritt oder Bewegung anwenden, aber in seiner Hauptbedeutung bezeichnet das Wort einen Wachstumsprozeß, eine Entfaltung von Anlagen, Knospen, die aufspringen, ein Baum, der ausschlägt, also eine reichere und üppigere Variation eines ursprünglich einfacheren Zustandes. Der Begriff enthält auch ein Element des Selbsterlebens, Mitschaffens; Jørgensen denkt nicht nur an eine Vervielfältigung.

Diese Entwicklung ist jedoch nicht etwas, das um seiner selbst willen stattfindet. Sie soll ein Moment der Natürlichkeit an sich haben, um dem Volke recht zu nützen. Dieses bringt Jørgensen zum Ausdruck, indem er hervorhebt, daß das Volk sich selbst treu bleiben soll, oder indem er darauf hinweist, daß die Quelle der Verjüngung in der Entwicklung „des Eigentümlichen, des Ererbten und Mitgeborenen“ liegt. Jørgensen zeigt sich hier als der Historiker der Kontinuität, des Zusammenhangs. Wie Goethe die plutonischen Theorien über die Entstehungsgeschichte der Erde haßte – die plötzliche Umwälzungen durch vulkanische Kräfte voraussetzten – und auf die

neptunischen hielt, auf die einfache organische Entwicklung, so fühlt Jørgensen sich am meisten durch die Fortschritte angesprochen, die an das Vorhandene anknüpfen.

Schließlich ist diese Entwicklung auch nicht etwas, das aus sich selbst heraus geschieht. Es gehören ganz bestimmte Voraussetzungen dazu, den Prozeß in Gang zu setzen und in Gang halten zu können. A. D. Jørgensen meint, daß „auf dem Grunde eines jeden geschichtlichen Verhältnisses von großer und bleibender Bedeutung, sowohl bei dem einzelnen als auch bei ganzen Völkern, eine dialektische Doppelheit liegt, eine zweideutige Vorausbestimmung, die die Stärke der Entwicklung bedingt“. Dies sagt er mit Hinblick auf Schleswig, welches den besonderen Platz in Dänemarks Geschichte hat, „zugleich Schutzwall gegen das Deutschtum zu sein, eine aufmerksame Grenz wacht *und* ein Organ für die unmittelbarste Einwirkung und dem umfassendsten Verständnis für das Fremde“. Der große Verlust im Jahre 1864 war, daß Schleswig aufhörte „die natürliche Unruhe gegenüber Deutschland, das zweideutig wechselnde, aber jederzeit lebendige Verhältnis zu diesem verwandten und doch so verschiedenen Volk“ zu repräsentieren. Nach der Abtrennung hat Dänemarks Verhältnis zu Deutschland „seine Leidenschaft verloren, diese ist abgelöst durch kalte Gleichgültigkeit“. Dieses wird zu einer Verarmung unseres öffentlichen Lebens führen. „Unsere Verhältnisse sind zu klein geworden, das, was unser öffentliches Leben bewegt, ist zu arm geworden. Je einfacher die Verhältnisse geworden sind, um so weniger Duldsamkeit wird gegenüber der Verschiedenheit des Lebens und der Individuen gezeigt, um so brutaler wird die Forderung vorgebracht, daß alle in Parteien und Gruppen uniformiert werden sollen, um so geringer werden die Forderungen, die an die Männer gestellt werden, die die Wortführer der Nation sein wollen. Wir sind ein reiches Geschlecht in armen Verhältnissen geworden.“ Und dabei war der Verlust Schlesiens doch nur das letzte Glied in einer langen Unglücksreihe, die die Nation ärmer gemacht hatte. Jørgensen hebt besonders die Bedeutung des Verlustes der schonenschen Lande hervor, der das Gleichgewicht des Volkscharakters der dänischen Land-

schaften brach. „Die Bevölkerung Schonens und die Jüten glichen einander in vielem und bildeten gemeinsam ein starkes Gegengewicht gegen die weicheren und leicht bewegten Seeländer und Bewohner Fünens.“ Ihre Abtrennung führte mit sich, daß der selbständige Beitrag der Jüten zur Entwicklung des Reiches „so gut wie gebrochen wurde, indem der Dreiklang des altdänischen Volkscharakters durch einen einseitigen Gegensatz abgelöst wurde“. Diesen Gesichtspunkt faßt Jørgensen in folgenden Worten zusammen: „Wir haben durch den Rückgang in Land und Volk anderes und mehr verloren als die engeren Grenzen angeben; jeder Verlust an Gebiet hat uns ärmer gemacht, hat unserem Volke etwas von seinem Inhalt und seiner Fülle geraubt – es ist, als ob Saiten in einem reichen Instrument gesprungen sind. Und jetzt werden wir von nationaler Verarmung in Geist und Lebensanschauung und von allen unglückseligen Gefährten der Verarmung bedroht“.

Inhalt und Fülle, und als antreibenden Faktor eine dialektische Doppelheit auf dem Grunde der bedeutungsvollen historischen Verhältnisse, bedingen also die Lebenstüchtigkeit eines Volkes, aber dazu kommt noch ein wichtiges Moment: die Bewegungen, die die Entwicklung gebiert, sind selbst dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen, sie werden geboren, altern und sterben.

So wird die alte Häuptlingsmacht in Dänemark durch die Kirche gebrochen, die sich eine doppelte Aufgabe stellte und löste, „dem einzelnen eine neue christliche Lebensanschauung zu bringen, ethisch und religiös sehr verschieden vom Heidentum, und der Gesellschaft eine höhere Kultur zu bringen, eine mächtige Erweiterung im Wissen und eine humane Auffassung der menschlichen Bedingungen, die im starken Gegensatz zur Barbarei des Heidentums stand. Darüber hinaus waren es die Männer der Kirche, die erst dieser allgemeinen Kultur ihre nationale Form gaben und damit dem Volk einen selbständigen Platz unter den zivilisierten Nationen“. Aber als die Kirche durch diese Kulturarbeit Macht in der Gesellschaft gewonnen hatte und diese mit allen Mitteln zu behaupten sucht, kommt ihr Wachstum zum Stillstand. Das gleiche gilt für den Adel.

Sobald dieser „die natürliche Grenze der Macht“ überschreitet und „die Pflichten, die dem bewaffneten Arm des Reiches auferlegt sind“ aufgibt, gerät er auf eine Bahn, die zu seinem Untergang führt.

Der Absolutismus ist das nächste Beispiel in dieser Reihe. Dieser hatte seine Aufgabe und seine Berechtigung in der Zeit nach 1660, aber kaum 200 Jahre später hatte er sich festgefahren. „Er verfügte weder über die notwendigen Mittel, noch über die Fähigkeiten und die Energie, die die Verhältnisse erforderten, und das war nicht die Schuld der Personen, sondern die der Institutionen“. Hieraus leitet Jørgensen folgende Gesetzmäßigkeit ab: „Derjenige, der sich eine Meinung darüber bilden will, wohin die Macht bleibend ihren Schwerpunkt verlegen wird, nicht als ein festes unverrückbares Zubehör zu einer bestimmten Partei oder gewissen Personen, sondern mit der freien Bewegung und den Schwingungen, die eigentümlich sind für jeden lebenden Organismus, – der muß genau darüber wachen, in welchen Kreisen die wertvollste Arbeit für unsere Gesellschaft ausgeführt wird, wo die wirklichen Interessen des Volkes gefördert werden, wo die Ideen der Zeit in größtem Reichtum und bis zur vollsten Fruchtbarmachung geformt werden; denn dort wird auch unsere Zukunft vorbereitet.“

Eine Zukunft gibt es für uns jedoch nur, wenn wir uns als Volk jung erhalten. Die Jugend eines Volkes liegt nicht darin, daß die Jungen besonders den Ton angeben, „nein, das, was gemeinsam für des Menschen und des Volkes Jugend ist, ist das Gefühl, ein Werk vor sich zu haben, eine Aufgabe zu lösen, einen Kampf zu bestehen. Und dieses nicht als eine Fügung, eine Mühe, sondern als einen inneren Drang, der sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend macht und dessen Befriedigung eine Entwicklung ist, ein geistiges Wachstum für den, der in seiner Arbeit steht“.

Eine solche Tätigkeit oder Aufgabe findet A. D. Jørgensen in der Entwicklung des Bauernstandes seiner Zeit. Vorbereitet durch die materielle Befreiung infolge der großen Bodenreformen, durch die beginnende kommunale Selbstverwaltung in

den 40er Jahren, durch die Teilnahme an der Reichstagsarbeit und durch die Hochschulbewegung, ist seine Entwicklung jetzt in vollem Gang, und diese Entwicklung wird der Zeit ihr historisches Gepräge und ihren nationalen Inhalt geben. „Durch das Aufkommen des Bauern wird ein neues und weites Gebiet für die nationale Kultur hinzugewonnen, ein Reichtum an neuen, bisher ungenutzten Kräften, eine Summe echten dänischen Volkslebens als Gegengewicht gegen den gewaltigen Sturm- lauf der Zeit gegen das Besondere der einzelnen Völker. Schon früher hatte die Literatur sich einiges vom Landleben angeeignet; doch der Gewinn hierdurch ist nichts im Vergleich zu der eigenen Teilnahme des Bauern an der Arbeit des Geisteslebens. Der ausgemergelte Erdboden der gebildeten Klassen wird durch die Mischung mit den tiefem Mutterboden des Landes neue Fruchtbarkeit erhalten.“ Diese Entwicklung hat natürlich auch eine politische Seite, und in diesem Zusammenhang ist Jørgensens Beurteilung des Kampfes um die Verfassung positiv. Ein solcher Kampf klärt und reift die Gedanken und die Personen.

Die Lösung der Aufgabe, ein bewußtes Kulturvolk zu entwickeln, unter Einbeziehung aller Stände des Landes, ist jedoch nur eine der großen nationalen Aufgaben. Eine andere sieht Jørgensen in der Förderung der nordischen Einheitsbestrebung. Es war schon während seiner Schulzeit in Flensburg für ihn eine Notwendigkeit gewesen, den größeren geistigen Hintergrund des Nordens als Gegengewicht gegen die deutsche Größe zu besitzen. Er sieht einer europäischen Zukunft entgegen, die das Gepräge von rücksichtslosen wirtschaftlichen und nationalen Kämpfen tragen wird. „Von diesen Kämpfen gilt in vollstem Maße, was oft über den militärischen Wettstreit gesagt wird, daß es nicht die Anzahl der Menschen oder die Tapferkeit ist, die in kommenden Kriegen den Ausschlag gibt, sondern der Reichtum der Länder. Auf dem geistigen Gebiet wird der Reichste den Sieg erringen, der Arme unterliegen.“ Hier wird besonders an das Verhältnis zu Deutschland gedacht, dessen Tüchtigkeit, Ausdauer und tiefer geistiger Sinn immer wieder in wertvoller geistiger Arbeit, mit der wir uns alleine auf lange

Sicht nicht messen können, ihren Niederschlag finden wird. „Unsere dänische Kultur ist begrenzt im Umfang, weil wir ein kleines, längst innig zusammengeschweißtes Volk sind mit wenigen und kleinen Gegensätzen. Doch das Geistesleben bedarf solcher und starkem Ringen, um nicht zum Stillstand zu kommen oder einförmig und fade zu werden.“ Nur im Verhältnis zu unseren norwegischen und schwedischen Verwandten können wir eine Vergrößerung unseres Eigentums erreichen, wie wir sie brauchen. Es ist für uns ein Glück, daß Norwegen sich von Dänemark entfernt hat, „um völlig sich selbst zu werden“, und es ist ein Glück für uns, daß Schweden in den letzten Jahrhunderten eine reiche und starke selbständige Kultur entfaltet hat. Es gilt „ein Verhältnis dazu zu bekommen, uns dieses anzueignen und damit unseren Gesichtskreis zu erweitern, Reichtum zu sammeln und neue Möglichkeiten für unsere Entwicklung zu eröffnen“.

Als eine dritte Aufgabe nennt Jørgensen die Behauptung unserer nationalen Grenze gegenüber Deutschland, das in der Zeit seiner politischen Wiedergeburt seine Übermacht mißbraucht hat, Dänemark altes dänisches Land zu entreißen. Mit der Sprach- und Gesinnungsgrenze als Grundlage muß dieses Unrecht wiedergutmacht werden, bevor ein dauerhaftes Verhältnis zu Deutschland gegründet werden kann. Aber selbst wenn die Frage der Staatsgrenze dadurch gelöst wird, wird sie genau so brennend für die Volksgrenze sein. Es wird eine Zeit kommen, in der die Staaten genötigt sind, gerecht gegen die unterdrückten Nationalitäten zu sein, „da es jedermanns eigene Sache wird, welche Sprache er sprechen will, und welchem Volke er geistig angehören will in der gleichen Weise, wie man genötigt war, den Kirchengzwang zu lösen und jeden sich an den Glauben, der ihn am meisten anspricht, anschließen ließ“. Und Jørgensen sieht sogar dem Tag entgegen, „da unser großes Nachbarvolk einsehen wird, sowohl daß uns Unrecht geschehen ist als auch, daß es in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse liegt, daß es ein selbständiges nordisches Geistesleben zur Stärkung seines eigenen so nah verwandten gibt. Die germanischen Nationen werden es sich nicht erlauben können, in aller



A. D. Jørgensen.

Zukunft ihre Kräfte in einem hoffnungslosen Kampf untereinander aufzureiben, während mächtige Gegner sowohl im Osten wie im Süden und Westen sich zusammenschließen“. Aber die skandinavischen Länder werden für Deutschland nur dann Bedeutung haben, wenn sie frei und selbständig sind, dagegen werden sie wenig oder gar nichts bedeuten, wenn ihre selbständige Entwicklung gebrochen ist. Und bis diese Zukunftsvision

nen Wirklichkeit werden, muß Dänemark den Kampf in Schleswig bestehen lassen, „wie er jetzt herrscht, im Vertrauen auf das treue Aushalten unserer schleswigschen Landsleute. Nur diese werden uns jetzt und in Zukunft in das richtige und beständige Verhältnis zu Deutschland bringen können, sowohl verbindend als auch abwehrend“.

Man kann A. D. Jørgensens Geschichtsanschauung eine gewisse Größe und einen starken inneren Zusammenhang nicht aberkennen. In seiner Jugend beneidete er einmal C. F. Monrad, weil dieser eine vollständig fertige Persönlichkeit war, die „sich selbst ganz in allen Einzelheiten ausdrückt“. Dem gegenüber hatte Jørgensen das Gefühl, daß er so nur in einzelnen Augenblicken sei, „in solchen, die beseelt sind von einer höheren Natur. In solchen Stunden kann ich kaum mich selbst verstehen, weil ich rede wie im Schlafe, wenn ich dagegen in einfachen Reflexionen spreche, bin ich nie mit mir selbst zufrieden. Ich muß erst die Zeit abwarten, zu der diese zwei Welten einander durchdringen werden in einer wahren Harmonie“.

Diese Harmonie erlebte er, als das Schicksalsjahr 1864 ihm eine Aufgabe stellte. In seiner Geschichtsschreibung und seiner öffentlichen Tätigkeit bekam er Platz sowohl für seine geistvollen Einsichten als auch für seine schlichten Reflexionen. Doch ist es eine Frage, ob diese Synthese haltbar war.

Jørgensen erzählt von seiner Arbeitsweise, daß er Trägheitsperioden kannte und Zeiten des Fleißes. Die Trägheitsperiode ist gekennzeichnet durch mangelndes Gleichgewicht und Unzufriedenheit im Gemüt, aber auch durch eine verborgene Arbeit, eine unbewußte Entwicklung der während der Arbeit gewonnenen Gesichtspunkte und allgemeineren Resultate. „Und dann ist sie auf eine eigentümliche Weise ein Ausrufen. Es ist wie das Ausrufen des Raubvogels in der Luft auf den ausgebreiteten Flügeln, nicht wie das des Viehs auf der Weide oder wie das des Pferdes in seinem Stall. Große Visionen ziehen am Auge vorbei, bald im klaren Licht der Sonne, bald im traumreichen Schimmer der Nacht; zu anderen Zeiten schieben sich Nebelschwaden hervor unter dem hohen Lager, und die ganze Welt liegt grau in grau. Die Verlockung zu diesem Aus-

ruhen ist jedoch nicht nur der freie Blick über das Dasein, sondern auch das Gefühl der unbegrenzten Möglichkeiten einer kommenden Tätigkeit, das Bewußtsein darum, selbst Herr darüber zu sein, wo ich das nächste Mal zuschlagen will. Das ist die göttlichste Form des menschlichen Daseins, die schon die Völker der Vorzeit ihrem obersten Gott zuschrieben: Odin auf „Hlidskjalf“, der seine Gedankenrabben aussendet – Zeus auf dem Olymp, der über alle Länder der Erde hinausschaut, beide mit dem unbegrenzten Vermögen, einzugreifen in den Gang des Lebens, wo und wann es sie gelüftet.

Und mit der Fleißperiode verhält es sich so: „Da fühle ich recht meine Stärke, der Stoff türmt sich auf, die Kräfte schwellen dagegen an, und er wird überwunden. Es liegt ein tiefes Glück in diesem siegreichen Kampf des Geistes, diesem erzwungenen Verstehen des Gegenstandes; es ist als ob die ganze Welt verschwände oder ihre Bedeutung gegenüber diesem Zweikampf verlöre. – Aber es ist gleichfalls etwas darin, das unter den Begriff Mühe fallen muß, etwas Ermüdendes oder etwas Trivielles, die erste rohe Bearbeitung des Gegebenen – die man doch um nichts auf der Welt entbehren möchte, da sie alles andere bedingt. Nach und nach gewinnt diese Müdigkeit, die von Anbeginn gar nicht gefühlt wird, Überhand bis der tote Punkt erreicht ist – dann ist es vorläufig vorbei.“

Nun darf man aus dieser Schilderung nicht auf eine krankhaft hochgespannte Selbsteinschätzung bei Jørgensen schließen. Sie ist in einem Abschnitt der „Darstellung“ enthalten, der im Jahre 1888 geschrieben ist, und wenn die Bemerkung des bekannten Kulturhistorikers Troels Lund einige Gültigkeit hat, daß die „Darstellung“ ein sokratisches Gespräch ist, das zum Ziel hat, das versteinerte Bild niederzubrechen, das die Öffentlichkeit sich von Jørgensen gebildet hatte, so hat sie es im Hinblick auf diesen zwielichtigen Abschnitt.

Aber die Schilderung zeigt doch deutlich, daß das zentrale Erlebnis, das Jørgensen bei seiner Geschichtsschreibung hatte, mehr dem Schaffen eines Künstlers als dem Forschen eines Wissenschaftlers glich. Und es scheint auch eine Gleichheit zwischen diesem Erlebnis und gewissen Jugenderlebnissen zu be-

stehen. Es ist Jørgensens Größe als Historiker, daß es ihm gelang, den dithyrambischen Redestrom seiner Jugend zu kultivieren, und es ist nicht unmöglich, daß das Bewußtsein seiner Berufung bei seinem Kultivierungsprozeß eine Rolle gespielt hat. Dies erlaubte ihm gewissermaßen eine hemmungslose Selbstentfaltung dadurch, daß er sie in den Dienst einer größeren Sache stellte, in den Dienst des Volkes. Gerade wenn er sich am bedingungslosesten dieser Aufgabe hingibt, gerade wo er in einer sonst ruhig vorwärtsschreitenden Entwicklung seine Sprache zu dem mitreißenden Pathos erhebt, in dem er seine Eindrücke zusammenfaßt und seine Urteile fällt, kann man sich nicht immer von dem Bild des Jungen freimachen, der auf einem Färberfloß auf dem Schloßsee in Gravenstein entzückt sein Spiegelbild im Wasser betrachtet. Das macht den Mann nicht kleiner, sondern es zeigt die Spannung, durch die seine Geschichtsschreibung Glut und Autorität erhielt.

Im Jahre 1895 schloß Jørgensen eine Bemerkung über seine schriftstellerische Tätigkeit mit folgenden Worten: „Jeder freigegeborene Mann, der ernsthaft etwas Großes will, trägt Zepher und Krone, auch wenn sein Reich noch so klein ist. Ob man es ihm ansehen kann oder nicht ist ohne Bedeutung; wo er seine Arbeit hat, wo er seine Gedanken sammelt, wo sein Herz bewegt wird im Kampf, um seine Aufgabe zu erfüllen, dort ist er Herr und König. Aber die Krone wird nur von dem getragen, der der Krone gewachsen ist, und 'Spiel ist nicht die königliche Pracht'. Strahlt die Krone aus rotem Gold, dann zeugt es von Glück und Freude des Sieges, aber funkeln edle Steine auf ihrem Ring, dann erinnern sie an schwere Tränen.“

In dem gegebenen Zusammenhang sind diese Tränen der Ausdruck für die Sorge, die Jørgensen fühlte, als er das Urteil über die Nationalliberalen fällen sollte, die er gleichzeitig liebte. Doch sie können wohl auch als Ausdruck genommen werden für die Schwierigkeiten, die es ihm innerlich bereitete, das Gleichgewicht zwischen hohem Selbstgefühl und strengem Bewußtsein seiner Berufung zu halten, zwischen einem unauslöschlichen Drang zu innerer Entwicklung und einem ebenso unbändigen Drang, eine Tat zu vollbringen.

NACHWORT

Dieses Buch ist eine Übersetzung meines im Jahre 1965 im Kopenhagener Verlag Gyldendal erschienenen Buches *A. D. Jørgensen*. Dem dänischen Original war eine kleine Literaturübersicht beigegeben, die hier nicht wiederholt zu werden braucht, weil sie nur dänische Werke aufzeigt.

Die Übersetzung wurde von Katrine Bjørnkjær, der im August 1966 verstorbenen Vizebibliothekarin von Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig, und besonders von Frl. Inge Fedders vorgenommen. Ich möchte meinem Dank für diese Arbeit hier gern hinzufügen, daß Katrine Bjørnkjær's selbstloses und resolutes Wesen, durchwirkt von einer feinen und humorvollen Kultur, mir unvergeßlich sein wird.

Lorenz Rerup.

PERSONENREGISTER

- Absalon, 48, 72, 97, 145
 Ahlmann, Nicolaj, 92
 Ahlmann, O. F., 13
 Allen, C. F., 43, 125
 Asmussen, A. F., 43, 120, 126,
 130, 131, 142

 Baggesen, Jens, 32
 Bahnsen, Martin, 13, 41, 92, 101
 Barfod, Frederik, 100, 101
 Bellman, C. M., 47
 Berg, C., 137, 139
 Bing, Herman, 103
 Birkedal, Vilh., 94
 Birkeland, M., 89
 Bismarck, Otto v., 49, 54, 93
 Bjørnson, Bjørnstjerne, 94, 135
 Böhme, Jakob, 32
 Bojsen, Frede, 138, 139, 142
 Brandes, Georg, 134, 135
 Bredahl, Chr., 32
 Bricka, C. F., 70, 78, 128
 Brorson, H. A., 77, 78, 80

 Christian II, 11, 125
 Christian VI, 96, 97
 Christian VIII, 12, 16
 Christian August (Augusten-
 burg), 11, 12, 16
 Clausen, H. V., 102
 Curtius, Ernst, 66

 Djurklou, N. G., 114

 Ebbesen, Niels, 27, 97
 Engelhardt, Conrad, 66
 Erichsen, Hans, 13
 Erslev, Kr., 67, 68, 103
 Estrup, J. B. S., 83, 120, 137,
 138, 139, 142
 Ewald, Johs., 33, 40, 44, 78, 79,
 80, 135
 Ewaldsen, Chr., 47

 Forchhammer, G., 38
 Frederik III, 84
 Frederik VII, 19, 50, 61, 82
 Fridericia, J. A., 70
 Frijs (Frijsenborg), C. E., 142

 Geijer, E. G., 33
 Goethe, J. W. v., 31, 33, 34, 86,
 147
 Griffenfeld, Peder Schumacher,
 80, 83, 84, 124
 Grundtvig, Johan, 122, 132
 Grundtvig, N. F. S., 32, 118
 Gundorph, Hans, 120

 Hanssen (Nørremølle), H. P.,
 10, 101, 102, 103, 105, 106,
 108, 109
 Hauch, Carsten, 30, 38, 40

- Heiberg, Johanne Luise, 82
 Hiort Lorenzen, P., 16
 Holberg, Ludvig, 45, 79, 80, 87
 Høffding, Harald, 103
 Høgsbro, Sofus, 137, 138, 139, 142
 Hørup, Viggo, 134, 137

 Ingemann, B. S., 29, 89

 Jacobsen, J. C., 76, 82
 Jepsen, Peter, 13
 Jessen, Eduard, 26, 89
 Jessen, Edwin, 69
 Jessen, Jens, 106, 107, 109
 Johannsen, Gustav, 93, 108, 109
 Jon (Ögmundsson), 118, 119
 Jürgensen, Elise, geb. Bahnsen, 10, 11, 14
 Jürgensen, M. A., 10, 11, 12, 13, 14, 18, 33, 51, 52, 61, 70, 90
 Jørgensen, Ida, geb. Pedersen, 45, 46, 56, 61
 Jørgensen, Troels G., 89

 Kayser, Harald H., 98
 Kierkegaard, Søren, 45, 47, 57
 Klein, C. S., 138
 Klopstock, F. G., 27, 32
 Koch, P. Chr., 94
 Krabbe, C., 138
 Krieger, A. F., 81, 82, 83, 137, 138, 139
 Kruse, Carl, 102

 Lassen, Vilh., 103
 Lauridsen, P., 109
 Lessing, G. E., 42

 Magnusen, Finn, 28, 30
 Marstrand, Jacob, 138
 Matzen, Henning, 28, 43, 137, 139, 140
 Matzen, M., 43
 Molbech, C., 32
 Moltesen, L., 111
 Monrad, C. F., 26, 30, 31, 34, 41, 46, 53, 56, 57, 58, 65, 78, 90, 93, 99, 121, 123, 154
 Monrad, D. G., 122

 Napoleon III, 41, 91, 92
 Neergaard, N., 103

 Oehlschläger, A., 32, 34, 53, 80
 Oppermann, L., 43
 Ottosen, Johan, 102

 Paludan-Müller, C., 126
 Petersen, N. M., 38, 124
 Philipsen, Gustav, 85, 103
 Platon, 47
 Ploug, Carl, 138
 Pytheas, 70

 Rahbek, K. L., 32
 Regenburg, Th. A. J., 23, 24, 25, 46, 53, 65, 92, 94, 121, 123
 Reinhardt, C. E. F., 68
 Rimestad, C. V., 133
 Rotteck, Carl v., 69
 Rubin, Marcus, 85, 86, 103, 130
 Runeberg, J. L., 33, 141
 Rørdam, H. F., 65, 113

 Sámund (r Sigfússon), 118, 119
 Saxo Grammaticus, 30, 48, 144

Scavenius, Jacob, 126
 Schelling, F. W. J., 29
 Schiern, Frederik, 43
 Schrøder, Ludvig, 118
 Secher, V. A., 128, 129, 130,
 131, 132
 Shakespeare, W., 34, 47
 Skau (Bukshave), Peder,
 108, 109
 Skram, Erik, 103
 Sokrates, 47, 74
 Spinoza, Baruch, 32, 47
 Sponneck, Wilhelm, 142
 Steenstrup, Johannes, 85
 Steffensen, H. C., 91
 Stensen, Niels, 78, 80

Thalbitzer, Anna, 102, 110
 Thorsen, P. G., 120
 Tordenskjold, Peter, 27
 Trier, Ernst, 113, 114, 115, 116
 Troels-Lund, Troels, 155

Tscherning, A. F., 98
 Tyra Danebod, 69

Verdelin, Carl, 53
 Vodskov, H. S., 113

Waldemar II der Sieger, 90, 117
 Wedekind, A. C., 69
 Wegener, C. F., 121, 122, 123,
 124, 125
 Wessel, J. H., 80
 Wieland, C. M., 72
 Wilhelm I, 92
 Wilhelm II, 104
 Wolff, Chr., 87

Zedlitz-Neukirch, K. v., 52, 53
 Zoega, Georg, 11, 78, 80

Ørsted, H. C., 32

Vertical line on the right side of the page.

Als Historiker war der Schleswiger A. D. Jørgensen (1840-97) ein Einzelgänger. Seine Jugend auf der Grenze zwischen deutsch und dänisch, sein Autodidaktentum und seine scheinbare Trockenheit schufen, verbunden mit seinem starren und bestimmten Wesen, einen Abstand zwischen ihm und der hochbegabten Gruppe von Historikern, die der dänischen Geschichtswissenschaft in den 70er Jahren zum Durchbruch verhalfen. Aber seine wissenschaftliche Leistung war nicht geringer als die ihrige, getragen wie sie war von tiefer Intuition, von züchtigender - Liebe zu Volk und Reich und von seinem weitspannenden Denken. Lorenz Rerup, selbst ein Schleswiger, zeigt A. D. Jørgensens verschlungenen Werdegang auf dem Hintergrund seiner ungewöhnlichen Jugend und der nicht weniger eigentümlichen Struktur seiner Persönlichkeit. Ein starkes Sendungsbewußtsein und ein unbändiger Produktionsdrang lassen sich schon in A. D. Jørgensens Knabenjahren nachweisen. Die dänische Niederlage im Jahre 1864, die einige Zeit später in ihm ihren Niederschlag findet, hilft ihm, den Produktionsdrang und das Sendungsbewußtsein zu einer Einheit zu verbinden. Allmählich gelangt er zu der Vorstellung, daß es seine Aufgabe sei, die Ursache für Dänemarks Unglück klarzulegen. Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit war er der Reformator des Reichsarchivs und leitete und organisierte im Königreich die fördernde Arbeit für die Schleswiger, deren geistiger Führer er war. A. D. Jørgensens Geschichtsschreibung ist von bleibendem Wert, selbst wenn viele ihrer Ergebnisse heute veraltet sind. Die größte Ausbreitung haben seine „Fyrettye Fortællinger af Fædrelandets Historie“ (Vierzig Erzählungen aus der Geschichte des Vaterlandes, 1882) gefunden. A. D. Jørgensens Werk ist geprägt von einem stark persönlichen Engagement und von einer großartigen und überlegenen Geschichtsauffassung, die ihre Spannung durch die gegensätzlichen Tendenzen in der Entwicklung und Persönlichkeit des Verfassers erhält.



Lorenz Rerup
 geb. 1928 in Flensburg.
 Nach deutschem Schulbesuch Schüler der Volkshochschule Rødding. 1950 Abitur nach Teilnahme an einem Vorbereitungskursus in Odense auf Fünen. 1963 Mag. art. (Geschichte) an der Universität Kopenhagen. Von 1963 bis Frühjahr 1966 Lektor an der dänischen Zentralbibliothek in Flensburg. Seitdem Amanuensis an der Universität Aarhus. Redigierte eine Reihe von Jahren die Zeitschrift der südschleswigschen Studierenden „Front og Bro“ (Front und Brücke). Kritiker bei „Kristeligt Dagblad“. Gab 1963 Marcus Ruhns Briefwechsel 1870-1922, I-IV, und 1966 Hermann Clausens Erinnerungen heraus.